

Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kultur



26. Rahlstedter Jahrbuch

2024

„Ich lausche mit den Augen“ Abschied von Jens Cords
Rahlstedter Panorama Eine Postkarte als Spiegel ihrer Zeit
Glühende Eisen Hufschmiede in Rahlstedt früher und heute
Ein verwunschener Ort Erinnerungen an die Birkenallee
Den Opfern einen Namen geben Tafelplatz Neuer Höltigbaum
Detlev von Liliencron Die Utopie eines „freien Schriftstellers“
Rahlstedt im Mittelalter Umweltgeschichtliche Betrachtungen
Kunst und Handwerk H.E.C. Marquarts literarische Keramiken
Im Ozean der Zeit Die Illumination der Alt-Rahlstedter Kirche



Teil der
LÖSUNG

Energiekosten gerecht verteilen, heute wichtiger denn je!



Seit siebzig Jahren machen wir Energieverbrauchsdaten transparent

Seit Generationen für Generationen: Der verantwortungsvolle Umgang mit Energie und unserer Umwelt bildet seit jeher den Kern dessen, was uns als BRUNATA-METRONA und unsere Dienstleistungen ausmacht. Wir sorgen als Partner der Immobilienwirtschaft mit der verbrauchsbedingten Energiekostenverteilung dafür, dass Bewohnerinnen und Bewohner Energie im Gebäude bewusst und effizient nutzen. Heute tragen unsere digitalen Lösungen entscheidend dazu bei, CO₂-Emissionen zu reduzieren und Klimaziele zu erreichen.



Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kultur 2024

Inhalt

Vorwort von Alexander Fromhagen	Seite 4
Aus der Redaktion von Claudia Lauschke	Seite 5
Abschied von Jens Cords von Lothar Stolte	Seite 6
Sonett für Jens Cords von Robert Wohlleben	Seite 9
Eine Postkarte als Spiegel ihrer Zeit von Alexander Fromhagen	Seite 12
Hufschmiede in Rahlstedt von Torsten Becker und Claudia Lauschke	Seite 16
„Lost Place“ - Mein Elternhaus in der Birkenallee von Werner Jansen	Seite 21
Der Tafelplatz Neuer Höltingbaum 2003 - 2023 von Hans-Joachim Klier	Seite 26
„Geld, Geld, Geld muss der junge Mann haben...“ von Volker Wolter	Seite 36
Herren, Getreide, Äcker von Günther Bock	Seite 56
Der Rahlstedter Künstler H.E.C. Marquart von Dr. Sebastian Horstmann	Seite 78
Die Illumination der Alt-Rahlstedter Kirche von Alexander Fromhagen und Kathrin Hoppe	Seite 88
Kirchenglasmalereien im Norden von Alexander Fromhagen	Seite 90

Impressum

Herausgeber: Das Jahrbuch erscheint in Kooperation zwischen dem Rahlstedter Kulturverein e.V. – www.rahlstedter-kulturverein.de – und MAX SIEMEN KG, www.siemendruck.de
Leiter der Geschichtswerkstatt Rahlstedt: Werner Jansen
Für die einzelnen Beiträge zeichnet jeweils der Autor verantwortlich. Die Artikel geben nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wieder. Die Redaktion der Anzeigen liegt in der Verantwortung der Inserenten.

Anzeigen: MAX SIEMEN KG Printproduktion, info@siemendruck.de

Layout/Design: MAX SIEMEN KG Printproduktion, Bastian Krebs

Druck: MAX SIEMEN KG Printproduktion, www.siemendruck.de

Rechte: Die Rechte an den Texten und Bildern und die Verantwortlichkeit hierfür verbleiben bei den jeweiligen Autoren. Alle Rechte, auch des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Be- und Weiterverarbeitung per EDV, vorbehalten.

Titelbild: Aquarell von Jens Cords, Copyright Aaron
Redaktion: Werner Jansen, Claudia Lauschke, Alexander Fromhagen, Wera Tränckler



RAHLSTEDTER
KULTURVEREIN

MAXSIEMEN^{KG}
PRINTPRODUKTION

Vorwort

Im September, „zur Pflaumenzeit“, erscheint traditionell das Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte und Kultur, in diesem Jahr die 26. Ausgabe. Zur Pflaumenzeit des Jahres 1997 ist auch das auf der Titelseite abgebildete gleichnamige Aquarell von Jens Cords entstanden, der einmal über sich sagte, er „lausche mit den Augen“. In seinem Nachruf würdigt Lothar Stolte den am 4. Januar 2024 verstorbenen Künstler. Das Jens Cords gewidmete Sonett „Memento“ verdanken wir dem in Rahlstedt geborenen Lyriker, Essayisten und Verleger Robert Wohlleben (15. Juli 1937 - 21. Juni 2024). Drei Monate vor seinem Tod schrieb er der Redaktion: „Jens war für mich der Letzte Mohikaner der alten Maler- und Literaturfreunde aus der zweiten Hälfte der Fünfziger und der frühen Sechziger.“ Nun sind beide nicht mehr unter uns. Unser Mitgefühl gilt den Angehörigen.

★

Die Themenpalette im diesjährigen Jahrbuch ist wieder einmal breit gefächert: Eine kolorierte Postkarte aus dem Jahr 1907, die bei genauer Betrachtung überraschende Einblicke in die Rahlstedter Baugeschichte gewährt, ist der Dreh- und Angelpunkt des Artikels „Alt-Rahlstedt Panorama No. 627“.

In der Welt der Pferde und ihrer Reiterinnen und Reiter ist der Hufschmied Torsten Becker kein Unbekannter. In seinem Artikel „Hufschmiede in Rahlstedt“ schlägt er einen weiten Bogen von der ehemaligen Schmiede an der Meiendorfer Straße hin zu den „glühenden Eisen“ der mobilen Schmieden unserer Zeit.

Werner Jansen begibt sich auf eine Spurensuche rund um das Haus seiner Kindheit in der Birkenallee Nr. 22. Das heute unbewohnte Gebäude und der verwilderte Garten mit seinen alten Obstbäumen wirken wie ein verwunschener Ort, an dem die Zeit still zu stehen scheint.

Hans-Joachim Klier erinnert in seinem Artikel über den umgestalteten Gedenkort nahe der Straße Neuer Höltingbaum an die Opfer der NS-Militärjustiz in Rahlstedt, an die Erschießungen auf dem ehemaligen Wehrmachtsgelände und an „den langen Weg einer Rehabilitierung der Wehrmachtsdeserteure.“

Volker Wolter schreibt über 40 wiederentdeckte Briefe Detlev von Liliencrons und dessen Utopie eines „freien Schriftstellers“. Original-Ton Liliencron: „Die guten Landsleute scheinen zu glauben, daß ein Dichter nur von Blütenstaub lebt.“

In seinen umweltgeschichtlichen Betrachtungen zum historischen Kirchspiel Rahlstedt beleuchtet Günther Bock neben den Problemen der Bodenerosion die Folgen der umfangreichen Waldrodungen im Mittelalter und zitiert Walther von der Vogelweide (ca. 1170 - 1230): „Beackert ist die grüne Flur und abgeholzt der Wald.“

Sebastian Horstmann stellt die keramischen Arbeiten des Rahlstedter Architekten und Künstlers H.E.C. Marquart vor, in denen sich Kunst und Handwerk vereinen. Texte von Gontscharow und Kafka, Gedichte von Rilke und biblische Szenen liefern die literarischen Themen und Motive.

Zum Schluss berichten wir über eine Aktion des Lichtkünstlers Michael Batz, der am 30. September 2023 die Alt-Rahlstedter Kirche illuminierte und sie in Blau, Violett und Rot tauchte. Und wir stellen das erste große Werkverzeichnis zur Kirchenglasmalerei in Norddeutschland vor, in dem der Rahlstedter Künstler Hanno Edelmann (1923 - 2013) eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

★

Unser herzlicher Dank gilt den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Druckerei Max Siemen KG für die hervorragende Unterstützung unseres gemeinsamen Projektes.

Alexander Fromhagen

Aus der Redaktion

Verehrte Leserschaft,

auch in diesem Jahr ist es uns wieder gelungen, Ihnen ein Jahrbuch mit interessanten und abwechslungsreichen Themen zu präsentieren. Die weiterhin hohen Produktionskosten konnten nur mit fremder Hilfe gestemmt werden. Dafür bedanken wir uns ganz besonders herzlich bei unseren Anzeigenkunden sowie dem Bezirk Wandsbek für die einmalige Genehmigung von Sondermitteln zur Finanzierung des Jahrbuchs.

Da die Kostenübernahme der Produktionskosten im oberen vierstelligen Bereich durch Sondermittel in den Folgejahren nicht mehr möglich sein wird, bitten wir Sie, liebe Leserschaft, um Ihre Unterstützung durch Spenden auf unser Spendenkonto:

Rahlstedter Kulturverein e. V.
IBAN: DE43 2019 0003 0052 6969 01
Hamburger Volksbank

Wir möchten an dieser Stelle auch an eine Rahlstedterin, der ihre Heimat immer besonders am Herzen gelegen hat, erinnern.

Annemarie Hermine Lutz, am 15.6.1924 als Tochter der Kaufmannsfamilie Brinck in der Hermannstraße 12 (heute Eilersweg) geboren, ist vielen Rahlstedtern durch ihre Bücher (1977 „Rahlstedt von 1927 – 1977“, 1989 „Alt-Rahlstedt an der Rahlau“, 1997 „Liebes altes Rahlstedt“) und zahlreiche Artikel für das „Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte und Kultur“ des Rahlstedter Kulturvereins bekannt.

Die gelernte Schwesternhelferin bekam drei Kinder, die sie nach ihrer Scheidung alleine großzog, und arbeitete u. a. als Verwaltungsleiterin der Hochschule für Wirtschaft und Politik. Als 1971 das Liliencron-Haus in Rahlstedt abgerissen wurde, in dem sie mit der Enkelin des Dichters gespielt hatte, erwachte ihr Interesse für Heimatforschung. Sie begann Dokumente der Rahlstedter Geschichte zu sammeln und archivierte sie. Unterstützung erhielt sie u. a. von Dietmar Möller, Jürgen Wittern und Werner Jansen im „Arbeitskreis Geschichte“ – alles langjährige Autoren im späteren Rahlstedter Kulturverein e. V. Im Bürgerverein Rahlstedt e. V. war Annemarie Lutz ebenfalls aktiv und fungierte hier einige Jahre als Vorstand. Aus diesem gesammelten Schatz baute Frau Lutz schließlich mit vielen fleißigen Helfern das Heimatarchiv am Nydamer Weg auf, das sie bis 2010 aktiv leitete. Zudem organisierte sie mit Hilfe von Manfred Feldmann historische Ausstellungen im Rahlstedt Center. 1995 erhielt sie die Senatsmedaille in Silber der Stadt Hamburg in Anerkennung ihrer Verdienste im kommunalen Bereich.

Am 9. Januar 2024 ist Annemarie Lutz zu Hause friedlich eingeschlafen und wurde auf dem Rahlstedter Friedhof beigesetzt.

Claudia Lauschke



Das Redaktionsteam der Geschichtswerkstatt des Rahlstedter Kulturvereins e. V. (v. l. n. r.): Alexander Fromhagen, Werner Jansen, Wera Tränckler, Claudia Lauschke

Lothar Stolte

ABSCHIED VON JENS CORDS 21.7.1932 - 4.1.2024

Manche sagen: er hat das Zeitliche gesegnet. Nein, wir sagen, er hat die Zeit hinter sich gelassen.

„Es ist die Auflösung der Dissonanz von Denken und Handeln, Bedürfnis und Befriedigung. Nichtsein ist eine Möglichkeit des Freiseins von Zeit.“
(John von Düffel)

Aber das Menschliche und das geschaffene Werk gehen über das Sterben hinaus. Beides überdauert die Lebenszeit des Malers Jens Cords in den universalen Raum.

SEHEN UND ERKENNEN
FÜR DAS HERZ ZUM DENKEN
FÜR DAS HIRN ZUM FÜHLEN

Dieses Vertauschen der Platzierung des Gewohnten war das Geheimnis seiner Lebensrichtung. Wenn der Philosoph David Precht fragt: *Wer bin ich? Und wenn ja, wie viele?*, so ruft das die Metamorphosen des Jens Cords auf. Doch in allen seinen Lebensphasen stellen wir fest: Der Maler, der gesehen wurde als öffentliches Wesen, zeigte in jedem seiner verschiedenen Bilder ein ehrliches Stück von sich selbst: schaut her, auch das bin ich!



„Nachlass“, 1984
Jens Cords ©Aaron

Das Malen als wachsende Lebensentwicklung, die ihn durch drei künstlerische Stadien drängte, war befeuert durch seinen Instinkt für Vitales und Behutsames. Diese drei Lebensperioden führten ihn zu seiner Antwort auf die von uns Betrachtern immer wieder gestellte Frage: Was ist Kunst?

Für Cords war Kunst die Funktion des Lebens, die Auseinandersetzung mit dem Dasein. Er erlebte seine Kunst als das Bindeglied zwischen Ausdrucksformen des Kulturellen Gedächtnisses und den Themenkomplexen gesellschaftlicher Wirklichkeit. Seine Bilder sind wahrhaftig durch persönliche Bekenntnisse aus diesem Erleben heraus, wobei die Technik der Ausführung wandelbar ist. Doch dieses Vertauschen der Ausdrucks-Stile zeigte seine Neugier auf den inneren Kern seines Wesens.



„für Aaron - zur Pflaumenzeit“, 1997
Jens Cords ©Aaron

Mit Vehemenz stürzte er sich auf die „Informelle Kunst“, auf diesen Tummelplatz seines Unbewussten. Ohne rationale Kontrolle des akademischen Zwanges lebte er sich im „Tachismus“ und seinen „Lyrischen Action Paintings“ aus, was ihn bis 1960 zur Galionsfigur der „Deutschen Moderne“ machte mit größten Erfolgen in internationalen Ausstellungen. Und doch verließ er die rauschhafte Erfolgsspur seiner phantastischen Kreationen, weil seine Wesens-Uhr anders tickte, als vom „Establishment der Abstrakten Kunst“ gefordert wurde.

Die Zukunft entsteht aus der Vergangenheit und das nennen wir die Gegenwart. Auf diesem Boden der Tatsachen wurde sich Jens Cords bewusst, dass das Abstrakte eine sozial beziehungslose Masche war, die seinen Traum von der absoluten Kunst ad absurdum führte. Seine Vorstellungen wandelten sich hin zu vom Menschenbild bestimmten Ausdrucksformen. Seine anatomisch-mystischen Werke führten ihn zur Bewusstwerdung von Vergänglichkeits-Zuständen, in denen er die verfließende Zeit dokumentierte. Das schloss auch die Bilder für das „Visuelle Heimatmuseum“ mit ein, in denen er mit kritisch-heiter-melancholischer Art die baulichen Ansichten seines „Rahlbüttel“ darstellte.

Er störte sich am raum- und raubgreifenden Weltverbrauch unserer Gesellschaft und seine Blätter wurden zu einer Art Sündenbuch unserer Zivilisation. Die Schwerkraft der Gleichgültigkeit machte ihn zum Rebell gegen die Zustände der Umwelt, denn diese Gleichgültigkeit empfand er als die zivilisierte Form von Rohheit. Ironie und Sarkasmus wurden seine Waffen, in der Hoffnung, in der Gesellschaft ein Umdenken zu bewirken. Als politisch denkender Künstler wollte er seine Fähigkeiten zur Strategie der Veränderung einsetzen. Er wünschte sich eine „Hausordnung zum Überleben“ als Wachruf der soziologischen Moral. Heute würden wir sagen: Jens Cords war ein friedlicher Klima-Aktivist. Und das zur Zeit des „Berichtes des Club of Rome zur Lage der Menschheit“ in den 70er Jahren!

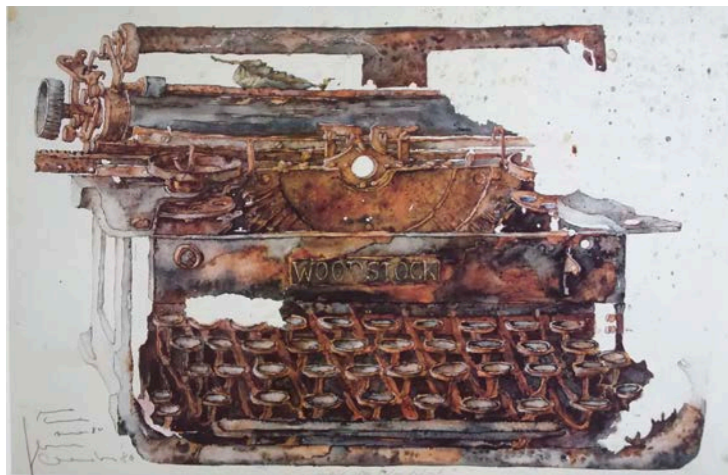


„die Schatten werden länger“, 1997
Jens Cords ©Aaron

Die Metamorphose des Jens Cords im Beginn der 80er Jahre bescherte ihm nun das Bewusstsein seiner „Vergänglichen Zeitschatten“. Was ihn vormals als Weltverbesserer politisch und künstlerisch aktivierte, betrachtete er nun mit gezähmtem Abstand als die nicht stillbaren Folgen unseres Luxus-Konsums. Cords wurde zum Tagebuch führenden Korrespondenten seines Gewissens. Er beschrieb in seinen gemalten Geschichten die Macht der Zeit im Spiegel einer entgleisten Moral, deren Folgen sich auch am Wegesrand wiederfanden. Er war ein Diener unserer Gesellschaft, der sich zu bücken wusste, um als „Grabenkier“ so manch rostiges Metall-Teil vom Boden zu klauben. Er fokussierte seinen Blick auf die kleineren Stellvertreter der großen Misere. Er filterte die „begabtesten Schrottis“ zu einer beachtlichen Sammlung, um sie im Theater seines Ateliers die „Grazie des Vergehens“ zu lehren. Als Künstler gab Jens Cords diesen Dingen die letzte Weihe, indem er Ihnen die Poesie im Schmuck des Verfalls zulässt. Für ihn ist diese „Farbe der Endzeit“ das graue Rot-Braun mit unzähligen Farbfacetten.

Für seine Vanitas, der Philosophie der Vergänglichkeit, erfand Cords für sich selbst sogar das Aquarellieren aufs Neue: nicht der Impression der flüchtigen Augenblicks-Stimmung frönte er, sondern seine Aquas sind in mehreren Lasurschichten aufgetragen. Sie entstanden regelgerecht wie die Ölbilder der alten Meister. Doch Cords filigrane Meisterhand zeigte Großes in kleineren Formaten. In den 90er Jahren öffnen sich seine Farben zu einem bekennenden CARPE DIEM, dominiert von diesen geheimnisvollen Blautönen.

„Ich lausche mit den Augen“, sagte Cords, „mir erschließen sich Dimensionen der Hell-Dunkel-Kontraste durch das Wechselspiel der reflektierenden Farben. Das Licht dirigiert die vielen Stimmen und führt sie behutsam zusammen.“



„Meine alte Woodstock“, 1980
Jens Cords ©Aaron

Diese intimen Farbfeste jedoch sind dramatische Inszenierungen, deren sanfte Wehmut uns das Verlorene erkennen lässt. Die kleinen stummen Statisten unseres Daseins fangen an zu singen und erzählen uns die Geheimnisse, die uns umgeben. Es sind die Geschichten aus der Stille, die unsere Phantasie zum Dialog einladen, denn es sind gemalte Zauberwörter.

Wenn wir einen Blick auf seine „Alte Woodstock“ werfen, so sieht es aus, als wollte uns Jens noch etwas mitteilen:

„Erst diese späten Arbeiten sind eigentlich mein ganz persönliches Werk, das vielleicht am ehesten mit der Vorstellung, die ich als Kind hatte, übereinstimmt, ein Leben lang zu malen.“

Da bin ich ganz bei mir.“

Der Abdruck der Aquarelle von Jens Cords erfolgt mit dem Einverständnis von Aaron D. Neumann, langjähriger Freund und Galerist des verstorbenen Künstlers. Die Redaktion dankt herzlich!

Im Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kultur 2013 finden interessierte Leserinnen und Leser einen ausführlichen Artikel über Jens Cords: Lothar Stolte, Der Maler Jens Cords - Rebell und Lyriker, Seite 6 bis 18; https://www.rahlstedter-kulturverein.de/media/rahlstedter_jahrbuch_2013.pdf

Robert Wohlleben

Memento

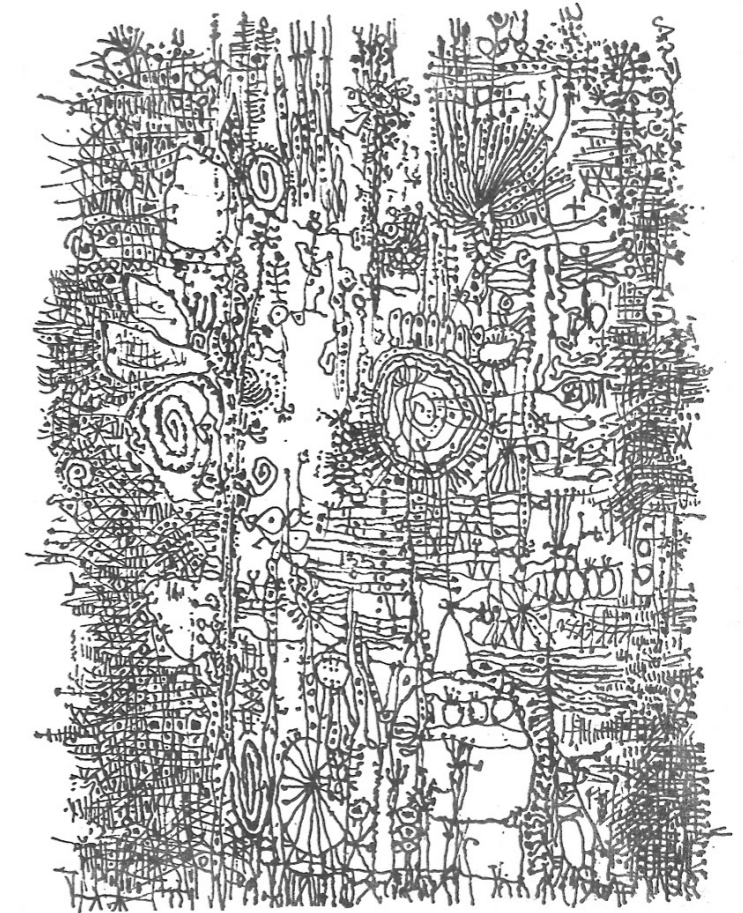
Im Leer- und Weißen wimmelt, pulst und zuckt,
will her sich drängen, hin ins Trübe hetzen,
was schon seit je an Orten, Stellen, Plätzen
zergrenzter Ordnung litt, zurechtgerückt,

um nun – in vollem Ernst zum Sprung geduckt –
entfliehn zu können in verstörten Sätzen,
daß nur die Spur der Flucht in feinen Netzen
sich wiederfinde: nicht von Form verschluckt.

Da wird es knapp fürs Ahnen und Vermuten,
da ist wohl alles aus- und abgefragt,
das Spiel läuft aus im Bösen oder Guten.

Das zählt dann, wenns in Netz und Maschen hakt:
in erst- und letzten zweieinhalb Minuten
mit Müh und Not nur grade Eins gesagt.

für Jens Cords



Anmerkung:

Die „zweieinhalb Minuten“ sind Jean Paul verpflichtet: „Der Mensch hat hier dritthalb Minuten, eine zu lächeln – eine zu seufzen – und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er.“ (Jean Paul: Hesperus, 1795)

Die Motivik des Gedichts ist Graphiken von Jens Cords wie der hier abgebildeten verpflichtet. (Neue Texte 1, Dichtung und Graphik, Blatt 20, 1959. <https://www.fulgura.de/extern/rw/neue-texte1.html>)

Nachsatz der Redaktion:

Robert Wohlleben (15. Juli 1937 - 21. Juni 2024) hat uns am 20. März 2024 das seinem Weggefährten Jens Cords gewidmete Sonett „Memento“ mit einigen erläuternden Worten geschickt. Geschrieben hat er das Gedicht am 17. Dezember 2006 in Hamburg-Ottensen und es im Jahr darauf in seinem Verlag Fulgura Frango veröffentlicht (Robert Wohlleben: Für den Kaminsims - Dreizehn Sonette - Eine Zeichnung von Jens Cords, Meiendorfer Druck Nr. 58, 2007). Es sollte die letzte Mail einer intensiven Korrespondenz zwischen der Redaktion und Robert Wohlleben sein, die mit der Veröffentlichung seines Artikels „... ein so fürchterlicher Barbier“ im Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kultur 2020 begonnen hatte. https://www.rahlstedter-kulturverein.de/media/rahlstedter_jahrbuch_2020.pdf

Rahlstedter Partner für Geschichte & Kultur



AARON'S Galerie | Art & Living



*Entdecken Sie eine zauberhafte kleine Welt,
in der Kunst und guter Geschmack zu Hause sind.*

Lassen Sie sich von Original-Kunstwerken sowie Wohnaccessoires verzaubern und bei der Umsetzung Ihrer individuellen Wünsche von Aaron gut beraten.

Denn neben der Anfertigung hochwertiger Bilderrahmen und Bilderrestaurierungen finden Sie alles, was das Sammlerherz höher schlagen lässt, wie zum Beispiel außergewöhnlich schöne und seltene Bronze-Plastiken international bekannter Künstler.

Sie finden hier ein exklusives Angebot an Bildern und Gemälden, wobei es sich fast ausschließlich um Originale handelt. Möchten Sie also ein Einzelstück mit hohem Wiedererkennungswert erwerben, welches Ihnen nicht an jeder Straßenecke begegnet, dann sind Sie bei Aaron genau richtig.

Darüber hinaus hat Aaron für jedes Bild den passenden Rahmen.
Lassen Sie sich doch einmal beraten!

Übrigens übernimmt Aaron auch gerne die Restaurierung Ihrer eigenen Gemälde und falls Sie ein Bild nach Ihren konkreten Vorstellungen gemalt bekommen möchten... kein Problem, Aaron malt auch nach Auftrag.

Wir wünschen Ihnen viel Spaß beim Anschauen der Galerie und freuen uns schon jetzt auf Ihren Besuch in der Papenhuder Straße.

*„Das Geheimnis der Kunst liegt darin,
dass man nicht sucht, sondern findet.“*

Pablo Picasso

Aarons Galerie Art & Living · Aaron D. Neumann · Papenhuder Str. 32 · 22087 Hamburg
040-677 30 87 · info@aarons-galerie.de · www.aarons-galerie.de

Alexander Fromhagen

„Altrahlstedt Panorama No. 627“: Eine Postkarte als Spiegel ihrer Zeit

Historische Postkarten begegnen den Leserinnen und Lesern in den Rahlstedter Jahrbüchern für Geschichte & Kultur immer wieder. Zur Zeit der vorletzten Jahrhundertwende erfreuten sich auch im aufstrebenden Rahlstedt insbesondere Postkarten mit städtebaulichen Ansichten großer Beliebtheit: Gebäude von lokaler Bedeutung, neu angelegte Straßen und „Panorama“-Aufnahmen des stetig wachsenden „Vorortes“. Die oftmals gut erhaltenen und bisweilen sehr kunstvoll komponierten Fotografien sind von hohem dokumentarischen Wert und gewähren interessante Einblicke in die Vergangenheit.



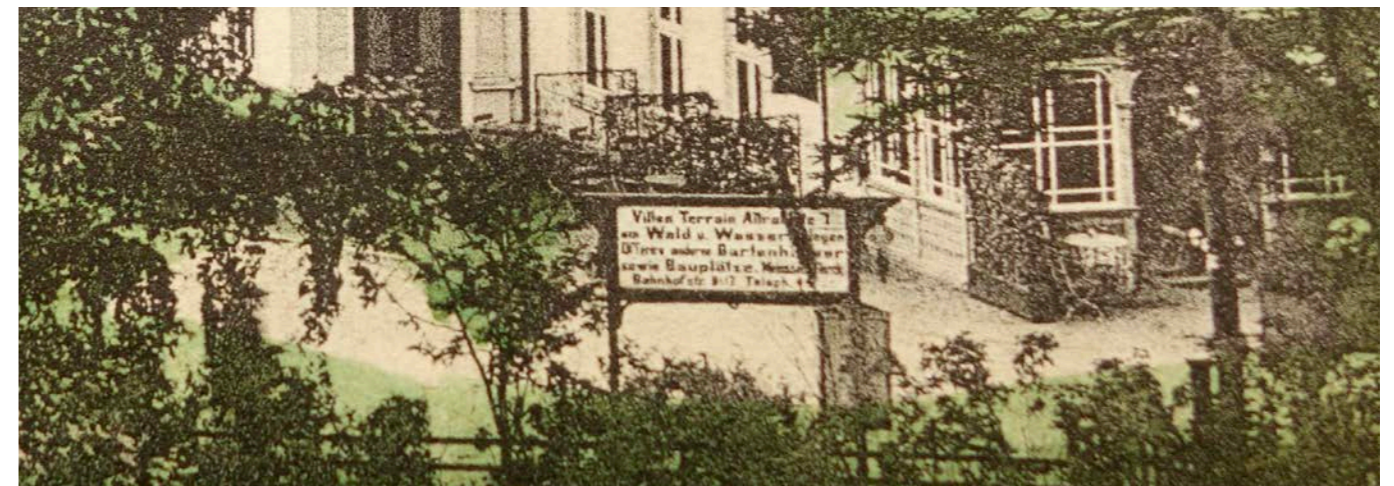
Eine kolorierte Postkarte - im Jahr 1907 aufgenommen und mit dem Titel „Altrahlstedt Panorama“ versehen, 1909 verschickt und viele Jahrzehnte später in einem Online-Antiquariat wieder aufgetaucht - bildet den Dreh- und Angelpunkt dieses Artikels. Sie stammt aus dem Verlag der Gebrüder Kumm, Hamburg 8, und trägt die Nummer 627. Auf den ersten Blick sind auf ihr lediglich ein paar Gebäude in der Nähe des Bahnhofs zu sehen, die heute größtenteils verschwunden sind. Und im Zentrum des Bildes verdecken Bäume mit dicht belaubten Kronen die Bachstraße, die heutige Schweriner Straße. Auf den zweiten Blick offenbart die gestochen scharfe Aufnahme jedoch erstaunliche Details.

Im Vordergrund der Fotografie nehmen die Gleisanlagen des Rahlstedter Bahnhofs viel Platz ein. In der linken Bildhälfte ist hinter einem Bahnwärterhäuschen aus rötlichen Ziegelsteinen das Eckgebäude Bahnhofstraße/Bachstraße zu sehen, in dem sich unter anderem der Herren-Salon von Alwin Barheine (Schriftzug „[H]erren“) und das Zigarrengeschäft von Auguste Lührs befinden. In dem dahinter aufragenden Gebäude, an dessen seitlicher Fassade der Schriftzug „Glaseri“ zu lesen ist, verzeichnet das Rahlstedter Adressbuch 1909 die Bau- und Kunstglaserei Karl Böttcher, die in einer Annonce mit „Fensterputzen im Abonnement“ wirbt. Im selben Haus befindet sich auch die Weißwarenhandlung von Ida Rohde. Weißware war eine damals übliche Bezeichnung für Unterwäsche. Im Gebäude nebenan bietet der Hausmakler Karl Knudsen seine Dienste an. Diese beiden Häuser¹ haben im Gegensatz zu den Gebäuden im Vordergrund die Zeiten überdauert.

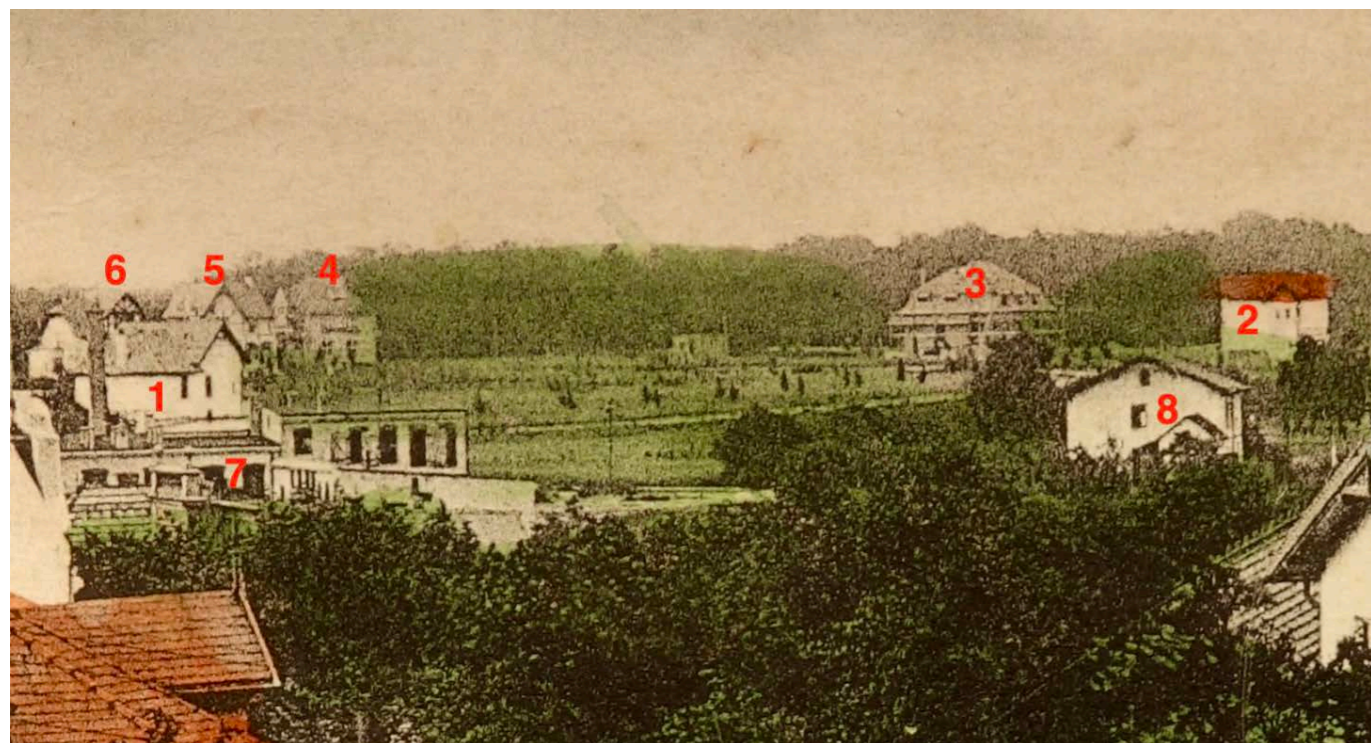
In der rechten Bildhälfte dominiert das Bahnhofshotel von Jonny Godknecht und seiner Familie die Szenerie (Abriss 1986). Detlev von Liliencron schreibt 1905 in einem Zeitungsartikel² über diese Rahlstedter Institution:

„Das erste Wirtshaus, das alte, weitbekannte, ‚bestrenommierte‘, liegt unmittelbar am Bahnhof (...). Alles ist dort zu haben. Und wären etwa Maränen oder Sterlett oder indische Schwalbennester gewünscht: flugs ‚spielt‘ das Telephon oder der Telegraph nach Hamburg, und mit dem nächsten Zug: Siehe da!“

Das Gebäude wird von Tischen und Stühlen gesäumt, unter den Bäumen an der Bachstraße lädt ein Kaffeegarten zum Verweilen ein. Zu den besonderen Attraktionen des im Laufe der Jahre mehrfach erweiterten Bahnhofshotels zählte auch ein prächtiger Festsaal.



An den Bahngleisen vor dem Bahnhofshotel erweckt ein Schild Neugier, dessen Schrift erst in der Vergrößerung zu entziffern ist: „Villen Terrain Altrahlstedt, an Wald u. Wasser gelegen, (...) moderne Gartenhäuser sowie Bauplätze, Meinsen & Ferck, Bahnhofstr. 17, Teleph. 44“ lautet der Text darauf, der sich vermutlich vor allem an die mit der Bahn anreisenden Ausflügler aus Hamburg richtet. Die Gebäude der angepriesenen, mitten im Grünen entstehenden Altrahlstedter „Villenkolonie“³ werden in den Verkaufsangeboten der damaligen Zeit oft als „Gartenhäuser“⁴ bezeichnet - ein Begriff, der an die 1898 in England entstandene und bald darauf auch im deutschen Kaiserreich populäre „Gartenstadt-bewegung“ erinnert.



1 Remstedtstraße 4, 2 Remstedtstraße 30, 3 Wehlbrook 1 (Landhaus Rogge, Architekt: August Nissen), 4 Remstedtstraße 34 (Architekt: Emil Maetzel), 5 Remstedtstraße 36, 6 Remstedtstraße 38, 7 Schlachtereier und Wurstfabrik an der Bachstraße/Schweriner Straße, von 1918 bis 1968 Hamburger Fruchtsaftpresserei und Kanditenfabrik. Heute steht dort das Rahlstedt Center. Rechts davon schlängelt sich die Wandse, die damals noch Rahlau hieß, durch die Wiesen. 8 Das Gebäude im Vordergrund liegt an der Lübecker Straße, der heutigen Rahlstedter Straße. Es ist nicht erhalten.

Im Hintergrund des Panoramas No. 627, im oberen Drittel, ist das Neu-Rahlstedter Gehölz und ein kleiner Teil des Villen Terrains zu sehen: Die 1905 auf den ehemaligen landwirtschaftlichen Flächen des Gemeindevorstehers Richard Remstedt nach Plänen des Architekten August Nissen in Form eines Hufeisens angelegte Straße Am Gehölz, die heutige Remstedtstraße. Die neu angepflanzten Alleebäume sind schon so gut wie komplett, aber erst einige wenige Gebäude liegen verstreut in der noch immer ländlich wirkenden Gegend.⁵

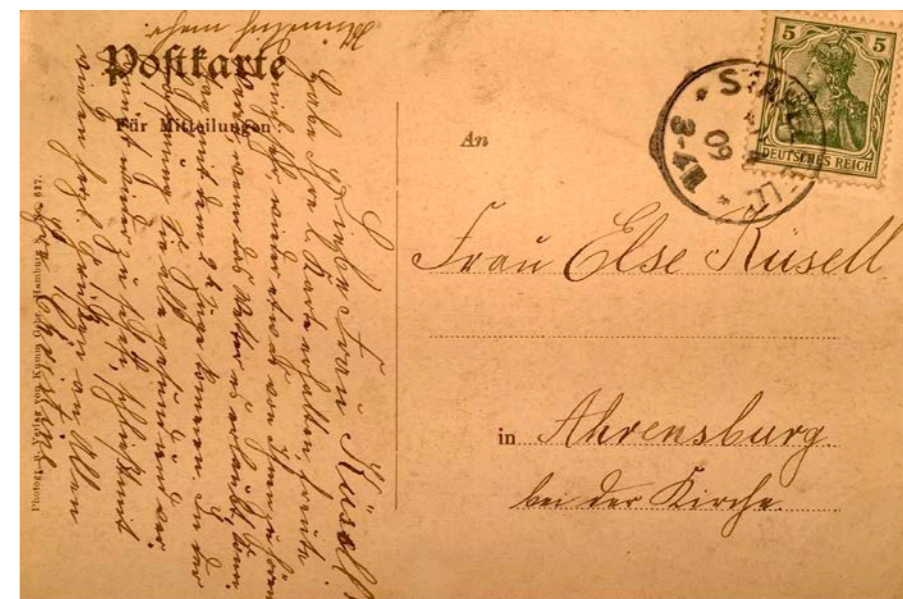
Gleich am Anfang der Remstedtstraße ist das 1905 erbaute Haus Nr. 4 zu sehen. Es steht heute unter Denkmalschutz. Am Scheitelpunkt der Remstedtstraße liegt das von August Nissen entworfene Landhaus Rogge (Wehlbrook 1). Es scheint eingerüstet zu sein, befindet sich also zum Zeitpunkt der Aufnahme, 1907, vermutlich noch im Bau. Links und rechts davon sind die Häuser Nr. 30, 34, 36 und 38 zu erkennen. Diese Gebäude dokumentieren die frühe Bauphase der Remstedtstraße.

Um 1910 herum beschleunigt sich das Tempo der Bautätigkeit auf den von Meinssen & Ferck (und anderen)⁶ angebotenen Bauplätzen erheblich: 1914 ist die Zahl der Villen und Gartenhäuser in der Remstedtstraße auf 40 angewachsen. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges ist der Rahlstedter Bauboom dann allerdings auch zu Ende.

Zurück zu den Bahnanlagen und Schienenwegen im Vordergrund, die auch auf der Rückseite der Postkarte eine gewisse Rolle spielen. Dort nämlich kündigt Christine aus Stapelfeld (siehe Poststempel) in einem eher förmlichen Ton Frau Else Küsell in Ahrensburg ihren offenbar schon länger geplanten Besuch an:

„Werde, wenn das Wetter es erlaubt, Sonntag mit dem 2 h Zuge kommen.“

Und wer weiß, vielleicht saß sie an jenem Sonntag beim Warten auf die Eisenbahn an einem der Tische des Bahnhofshotels in der Nähe der Gleise, um bei einem Kaffee noch ein bisschen dem Treiben der Ausflügler aus Hamburg zuzusehen...



Anmerkungen

- 1 Bachstraße 14 (heute Schweriner Straße 3) und Bachstraße 12 (heute Schweriner Straße 3a).
- 2 Detlev von Liliencron: Alt-Rahlstedt, Hamburger Nachrichten Nr. 400, Feuilleton vom 8.6.1905, in: Annemarie Lutz: Altrahlstedt an der Rahlau, 1989 (S. 52).
- 3 Der Terminus „Villenkolonie“ war im wilhelminischen Kaiserreich eine gängige Bezeichnung für ein Villenviertel. Der Begriff taucht auch in einem in Altrahlstedt entstandenen Gedicht von Liliencron auf: „Eine in der Ferne im brennendsten Sommermittagssonnenlichte flimmernde, glitzernde, funkelnde, blendend weiße Villenkolonie“; aus: Ein halb Schock Sizilianen, in: Detlev von Liliencron: Bunte Beute, 1903.
- 4 Ein Beispiel für eine Verkaufsanzeige der damaligen Zeit, in der „Gartenhäuser“ offeriert werden, findet sich u. a. im Adressbuch für Altrahlstedt, Neurahlstedt, Oldenfelde, Meisdorf und Tonndorf-Lohe 1909: „Rudolf Begemann, (...) Pavillon am Bahnhof, (...) Verkauf von Gartenhäusern und Bauterrain“ (Seite 82).
- 5 Weiterführende Informationen zu August Nissen und seinen Bauten sowie zu den Gebäuden entlang der Remstedtstraße: Alexander Fromhagen: Begegnungen an der Stellau, Ein Spaziergang auf den Spuren von Heinrich Schulz, August Nissen und Gerda Bruns, in: Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kultur, 2018, S. 6-25; Alexander Fromhagen: Neu-Rahlstedt 1913, Alltagsszenen aus dem letzten Jahr der Belle Epoque, in: Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kultur, 2021, S. 42-63; Hans-Jürgen Lutz: August Nissen, ein Architekt für Altrahlstedt, in: Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kultur, 2014, S. 23-30.
- 6 Das Rahlstedter Adressbuch 1909 verzeichnet im Umfeld des Bahnhofs vier Einträge unter der Rubrik „Haus- und Gütermakler“ (Seite 72): Rudolf Begemann (Pavillon am Bahnhof), Karl Knudsen (Bachstraße), Meinssen & Ferck (Bahnhofstraße) und Gustav Tiedgen (Bahnhofstraße). Liliencron bemerkt dazu 1905 (s. Anm. 2): „... die Herren Hausmakler, sind stets in bescheidener Ferne am Bahnhofsausgang zu finden. Sie vermitteln schnell, gewandt und glücklich allerhand Verkaufsangelegenheiten.“

Hinweise zur Datierung der Postkarte „Altrahlstedt Panorama No. 627“

Die kolorierte Postkarte „Altrahlstedt Panorama No. 627“, deren Entstehungszeitpunkt nirgends belegt ist, lässt sich relativ präzise auf den Sommer des Jahres 1907 datieren. Die Karte enthält drei Hinweise, die diesen Schluss nahelegen:

1. Die im vollen Laub stehenden Bäume grenzen den Aufnahmezeitpunkt mit großer Sicherheit auf die sommerlichen Monate zwischen Juni und September ein.
2. An der Fassade des Gebäudes Remstedtstraße Nr. 7 ist als Baujahr 1908 vermerkt, auf der Postkarte „Altrahlstedt Panorama No. 627“ ist dieses Gebäude aber noch nicht zu sehen, auch eine Baustelle o. ä. ist nicht erkennbar. Somit ist die Aufnahme mit ziemlicher Sicherheit vor 1908 entstanden.
3. Im Verzeichnis der Teilnehmer an den Fernsprechnetzen im Oberpostdirektionsbezirk Hamburg vom April 1907 ist unter der Rufnummer 44 nur der Hausmakler Emil Meinssen verzeichnet. Erst im Verzeichnis vom Oktober 1907 tauchen Meinssen & Ferck dann gemeinsam auf. Ein Entstehungszeitpunkt der Postkarte vor 1907 lässt sich daher mit hoher Wahrscheinlichkeit ausschließen.

Hufschmiede in Rahlstedt

Vor rund 130 Jahren gründete in der damaligen Oldenfelder Straße (ab 1934 Meiendorferstraße 1) der Schmiedemeister Richard Pfeffer, geboren am 2. August 1868, eine eigene Huf- und Wagenschmiede. Das Haus, direkt gelegen an der heutigen großen Kreuzung Bargtheider Straße / Berner Straße / Meiendorfer Straße / Oldenfelder Stieg, wurde ca. im Jahre 1896/97 gebaut. Gemeinsam mit seiner Frau Emma Pfeffer, geborene Michael am 3. Dezember 1869, bekam er hier drei Kinder: Der älteste Sohn Christian, geboren am 24. März 1898, übernahm traditionell den Betrieb des Vaters. Sein Bruder Carl Pfeffer wurde 1900 geboren, Schwester Ina, 1903 geboren, starb bereits im Jahre 1913.



Die alte Schmiede von Richard Pfeffer, etwa um 1900.

Christian hatte 1938 seine Prüfung zum Hufschmied in Hamburg-Altona erfolgreich abgeschlossen, um die Schmiede in zweiter Generation weiterführen zu können.

Christians Sohn Claus Pfeffer, heute 90 Jahre alt, hat mit 16 Jahren in der Schmiede seines Vaters seine Ausbildung zum Huf- und Wagenschmied begonnen. Um aber den Betrieb in dritter Generation zu übernehmen, musste Claus noch die Staatliche Hufbeschlagprüfung ablegen. Das Hufbeschlaggesetz hatte sich 1961 geändert und deshalb musste diese extra Prüfung abgelegt werden. Zuvor hatte Claus seine Meisterprüfung als Huf- und Wagenschmied gemacht und bestanden. Seit dieser Zeit führte Claus nun den Betrieb in dritter Generation und bekam vier Söhne.

Einen der vier Söhne – Felix Pfeffer, heute 47 Jahre alt – bildete Claus selbst als Hufschmied aus. Zuvor haben aber Peter Schröder, der heute leider nicht mehr lebt, Mark Wahlberg

und Hans Konrad die Ausbildung zum Schmied Fachrichtung Hufbeschlag in der Schmiede von Claus Pfeffer absolviert.



Der von Christian Pfeffer übernommene Schmiedebetrieb, vermutlich 1938 aufgenommen.

Ich, Torsten Becker, habe bei Peter Schröder gelernt und Claus hat mir dankenswerterweise die Fertigung für Hufeisen in seiner Schmiede beigebracht.

Sein Sohn Felix hat nach seiner Ausbildung dann seine Staatliche Anerkennung in der Tieruni Lehrschmiede in Hannover erlangt. Dazu ist ein viermonatiger Lehrgang notwendig. Heute führt Felix den Betrieb in vierter Generation erfolgreich weiter.

Die alte Schmiede in der Oldenfelder Straße / Meiendorfer Straße wurde jedoch 1976 abgerissen. Felix, der selber Sohn und Tochter hat, lebt inzwischen vor den Toren von Hamburg im Ort Oering.

Natürlich hofft Felix, dass auch eines seiner Kinder in die Fußstapfen der Vorfahren tritt.

Das wäre dann die fünfte Generation, was natürlich wünschenswert wäre.

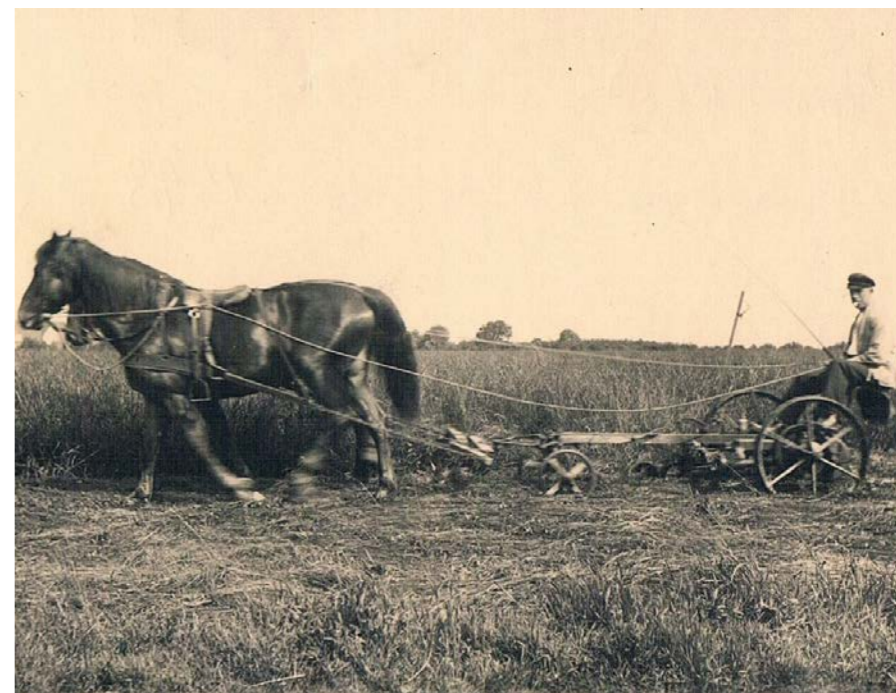
Heute ist es nicht nur Männersache Pferde zu beschlagen. Es gibt inzwischen auch viele weibliche Hufschmiedinnen. Es kommt bei der Arbeit nicht nur auf Kraft an, es ist schon ein bisschen Technik dabei, außerdem ist das Pferd sowieso stärker als wir. Deshalb ist es wichtig mit dem Pferd auch liebevoll und vorsichtig umzugehen.

In der heutigen Zeit hat sich der Beruf aber sehr geändert. Früher waren es überwiegend Arbeitspferde, die beschlagen wurden, heute sind es mehr Sport- und Freizeitpferde und wenig Arbeitspferde. Außerdem sind früher die Pferde in die Schmiede gekommen, heute sind die Hufschmiede mobil unterwegs und fahren in die einzelnen Ställe, wo es häufig Beschlagplätze gibt. Bis etwa 1968 hat Claus Pfeffer mit seinem Vater Christian



Lehrmeister Volquardsen prakt. Leiter Schütt Dahl Becker Behnke Wibalck Bertelsen Rieckhoff Pfeffer Wrage Kock Wrage Struck Timm Marx Schmidt Dr. med. Oberstabsvet. Ferber prakt. Tierarzt theor. Leiter

Christian Pfeffer beim Abschluss seiner Hufschmied-Prüfung, 1938 in Altona.



Christian Pfeffer beim Mähen, 1925.

noch die feste Schmiede in Rahlstedt betrieben. Dort hatten sie einen Schmiedeofen, in dem mit einem Blasebalg das Feuer angefacht wurde.

Die „Mobile Schmiede“ sind ausgebaute Transporter, in denen eine komplette Werkstatt eingebaut ist. Die Hufeisen werden meistens im Propangasofen zum Glühen gebracht, ganz selten noch mit der Kohlenesse. Deshalb ist es jetzt etwas anders.

Am Vorgang des Schmiedens hat sich aber wenig geändert: Die bereits vorgeformten Hufeisen, von denen sowohl früher in der festen Schmiede als auch heute in der mobilen Schmiede etliche unterschiedliche Größen und Formen vorgehalten werden, werden auf fast 1.200 Grad erhitzt, bis sie glühen. Mit der Feuerzange holt der Schmied sie heraus und schlägt sie am Amboss rasch in die passende Form. Dazu ist viel Erfahrung und ein gutes Auge erforderlich. Dann wird das noch heiße Eisen an den jeweiligen Huf gehalten, wobei es stark raucht und stinkt. Doch das tut dem Tier nicht weh. Eventuell muss noch einmal korrigiert und nachgeschmiedet werden. Passt das Eisen, wird es in einem Wassereimer abgekühlt.

Etwa alle sechs bis acht Wochen muss ein Pferd beschlagen werden, je nach Einsatzgebiet des Pferdes und Bodenbeschaffenheit. Einige bekommen besondere Eisen: Tiere mit Sehnen-, Bänder- und Gelenkschäden oder Spring- und Rennpferde, die besonderen Belastungen ausgesetzt sind. So gibt es Hufeisen mit Stollen, ringförmige Rundeisen oder besondere Einlagen.

Pro Tag werden etwa sechs bis acht Pferde beschlagen, jeden Tag in einem anderen Stall. Früher waren höchstens zwei bis drei Pferde in der festen Schmiede. Dort wurde aber auch Zubehör für Ackergeräte geschmiedet, viele Reparaturen erledigt und sogar schmiedeeiserne Zäune für die Höfe und Häuser der Umgebung angefertigt.



Verschiedene Hufeisentypen, geschmiedet von Torsten Becker.

Nicht jedes Pferd verhält sich gelassen beim Beschlag, so dass auch hier viel Erfahrung und „Pferdeverstand“ gefragt sind. Ein Schmied kennt mit der Zeit alle Tricks und eigentlich ist jeder Tag eine neue Herausforderung. Die Pferde sind auch nicht immer gut drauf und man muss dann entsprechend drauf reagieren. Notfalls muss ein Tierarzt eine Beruhigungsspritze verabreichen, damit der Schmied arbeiten kann.

Hufbeschlag ist Vertrauenssache, und so manches Mal erkennt ein Schmied an der Abnutzung der Hufe, dass ein Pferd nicht richtig, beziehungsweise in Schonhaltung läuft. Dann gilt es die Ursachen zu ermitteln.

Jetzt ein bisschen zu mir: Ich, Torsten Becker, wohne seit meiner Geburt

1965 in Hamburg-Rahlstedt. Gelernt habe ich Flugzeugbauer 1981 bei Luft-hansa in Hamburg. Dort habe ich auch 10 Jahre gearbeitet. 1991 habe ich mich entschlossen Hufschmied zu werden, da ich selber schon lange dem Reitsport verbunden bin. Zu der Zeit hat Peter Schröder – wie erwähnt ein Lehrling von Claus Pfeffer - meine Pferde beschlagen. Bei Peter habe ich dann meine Weiterbildung zum Hufschmied gemacht. Meine Staatliche Anerkennung habe ich in NRW in einem viermonatigen Lehrgang in der Lehrschmiede Ernst Niemerg erfolgreich abgeschlossen.

Seit 1993 bin ich nun selber für einen Betrieb in Hamburg-Rahlstedt als Hufschmied verantwortlich. Über die vielen Jahre habe ich auch mehrere Mobile Schmieden gehabt und bis zum heutigen Zeitpunkt Hufschmiede ausgebildet. Auch Felix Pfeffer hat mehrere Hufschmiede ausgebildet. Dazu ist die Voraussetzung fünf Jahre einen Betrieb als Staatlich anerkannter Hufschmied zu führen.

Von 2015-2017 habe ich meinen Hufbeschlaglehrmeister in Leipzig gemacht und den auch sehr erfolgreich bestanden, was neben dem laufenden Betrieb eine große Herausforderung für mich war. Seit 2023 bin ich im Prüfungsausschuss Niedersachsen in der Lehrschmiede Verden / Aller tätig.

Was treibt einen dazu Hufschmied zu werden? Bei Felix – na klar – der Papa, aber auch die Liebe zum Pferd. Felix selber ist sehr erfolgreich Zweispänner-Kutsche gefahren. Selbst bei Deutschen Meisterschaften und einer Weltmeisterschaft, wobei er auch Medaillen gewonnen hat.

Bei mir natürlich auch die Liebe zum Pferd, ich bin sehr erfolgreich im Distanz-sport unterwegs gewesen, das sind Pferderennen, die an einem Tag bis zu 169 km lang waren. Auch ich bin erfolgreich Deutsche Meisterschaften geritten.

Über den Job und die Reiterei habe ich auch meine Frau Kathrin kennengelernt und wir haben eine gemeinsame Tochter, die aber inzwischen in Neuseeland lebt und leider nicht Hufschmiedin werden wollte.

Der Beruf Hufschmied ist aus heutiger Sicht ein sehr anspruchsvoller Job. Wer Hufschmied werden möchte, muss eine abgeschlossene Berufsausbildung haben, möglichst in einem handwerklichen bzw. metallbezogenen Beruf.

Der weitere Verlauf ist dann ein einmonatiger Lehrgang an einer Staatlichen Hufbeschlagschule, danach einen mindestens 24-montatigen Praktikumsplatz bei einem Hufbeschlagschmied.

Im Anschluss dann vier Monate Prüfungsvorbereitung bei einer staatlich anerkannten Hufbeschlagschule mit anschließender Abschlussprüfung über zwei Tage.



Torsten Becker, beim Hufbeschlag.

Und wer glaubt, dann alles zu wissen, der irrt: man lernt über die Jahre noch viel dazu. Dafür gibt es Schulungen und verschiedenste Lehrgänge.

Aber über eines sollte man sich im Klaren sein: es ist kein leichter Job. Der geht über die Jahre schon auf die Knochen, man ist bei Wind und Wetter sehr viel draußen.

Ich mit fast 60 fühle mich aber noch sehr fit, da ich auch immer sehr viel Ausgleichsport betrieben habe und meinem Körper auch die nötigen Ruhephasen gegeben habe.

Wer sich dann doch entscheidet als Hufschmied zu arbeiten, der wird sich vor Arbeit nicht retten können. Alleine in und um Hamburg gibt es 120.000 Pferde und ist damit eine der pferdereichsten Regionen in Deutschland.

Deutschlandweit gibt es ca. 2.500 Hufschmiede bei ca. 1,5 Mio. Pferden. Neben den Hufschmieden gibt es auch noch die Berufsfelder Hufpfleger und Huftechniker. Diese dürfen vieles an den Hufen machen, aber nicht alles. Das ist ausschließlich nur dem Staatlich anerkannten Hufbeschlagschmied erlaubt.

Vielleicht habe ich mit dem Bericht ja den einen oder anderen neugierig gemacht? Es gibt einen Verband in Deutschland, wo man sich informieren kann, unter EDHV.de beim Ersten Deutschen Hufschmiede Verband. Auf meiner Homepage kann man sich auch ein Bild machen: hufschmied-becker.de

Bildquellen: Alle Fotos privat



Felix Pfeffer am Amboss, vor seiner mobilen Schmiede



Torsten Becker, vor seiner mobilen Schmiede



Werner Jansen

„Lost Place“ – Mein Elternhaus in der Birkenallee

Die Birkenallee ist eine alte Straße, die im Adressbuch von 1913 erstmalig als Wohnstraße erwähnt wurde. Als Berufe der Anwohner werden im Adressbuch Zimmergeselle, Tischler, Kutscher, Broträger, Photograph und Musiker aufgeführt. Also alles einfache Leute, keine vermögenden Hamburger, die sich - wie in Alt- und Neuhahnsdorf - eindrucksvolle Stadtvillen leisten konnten.

Bis 1927 gehörte die Region um die Birkenallee zur Gemeinde Tonndorf-Lohe. Dann wurde sie, wie viele andere Straßen, der neu gegründeten Gemeinde Rahlstedt zugerechnet. Der Name der Straße erwies den Birken alle Ehre: Die Bäume wuchsen ständig weiter an diesem lange Zeit noch beschaulichen Weg, an dem die Leute in „Gartenhäusern“ lebten. Preiswertes Bauland und steigende Einwohnerzahlen führten in den 50er und 60er Jahren dazu, dass einige dieser Häuser neuen Großstadtsiedlungen weichen mussten.

Das Haus Nr. 22, in der frühen Nachkriegszeit mein zeitweiliges Elternhaus, ist seit einigen Jahren nicht mehr bewohnt. Die Eingangstüren, Fenster sowie der ehemalige Pferdestall sind noch erhalten. Viele Jahre scheint hier niemand mehr Gartenpflege betrieben zu haben, so dass die Gebäude sowie der Garten fast vollständig vom Unterholz überwuchert sind. Selbst die alten Birnen- und Apfelbäume wachsen hier immer noch unbeschwert auf ihre eigene Art und Weise in Höhe und Breite; der Ort scheint wie in einem Dornröschenschlaf konserviert zu sein. Er wirkt irgendwie verwunschen.

Es berührt mich immer, wenn ich an meinem ehemaligen Elternhaus in der Birkenallee vorbeikomme, in dem meine Familie und ich von 1943 bis 1949 gelebt haben. Abbildung 6 zeigt die Lage des Hauses. Wenn ich vor dem Haus stehe, werden immer wieder Kindheitserlebnisse wach, an die mein Bruder und ich uns als damals 5- und 6jährige ‚Steppkes‘ gern zurückerinnern.

Mein Vater als gelernter Bäckermeister hatte das Haus noch während des Krieges gekauft. In den Adressbüchern der damaligen Zeit ist mein Vater Walter bis 1947 als Eigentümer verzeichnet. Der Verkauf des Hauses erfolgte 1948/49.



Birkenallee 22



Elternhaus von der Straße aus gesehen



Der Stall hinter dem Wohnhaus



Der Stall an der Grundstücksgrenze



Unser Schuppen im Garten



Die Lage der Birkenallee mit Haus 22*
(Grundkarte 1971)



Birkenallee mit Haus 22
im Jahr 2023



Der alte Opel

In unserem Stall hatten die Engländer ihre Pferde untergebracht. Neben dem Stall stand unser Opel, den die Engländer nach dem Krieg beschlagnahmt hatten. Es gab kein Benzin, und so konnte ich als Junge im Auto am Steuer sitzen und „Autofahren“ spielen. Mein Bruder erzählte mir, ich sei mit Hilfe der Batterie ein Stück in den Nachbargarten gefahren. Der freundliche Nachbar schob das Auto dann zurück. Offenbar hatte er Spaß an meiner frühen Autoleidenschaft.

Vor unserem Haus hatten wir einen Ziegenbock angeleint. Das notwendige Futter sammelten wir fleißig auf der gegenüberliegenden „Butterblumen-Wiese“, eine Wildwiese mit viel Löwenzahn. Und überhaupt war unser Haus freistehend als einziges zwischen mehreren Wiesen. Nachbarskinder zum Spielen gab es nicht. Mein Bruder und ich spielten oft vor unserem Haus, an dem die englischen Soldaten aus der benachbarten Boehn-Kaserne (an der heutigen Scharbeutzer Straße) vorbeikamen, wenn sie sich auf den Weg zum Bahnübergang nach Lohe und Rahlstedt machten.

Eines Tages kam ein englischer Soldat auf uns zu und reichte jedem von uns mit dem Wort ‚Chocolate‘ einen Riegel Schokolade. Wir lernten schnell! Von nun an saßen wir häufig am Wegesrand und warteten auf vorbeiziehende Soldaten. Um auf uns aufmerksam zu machen, bewarfen wir sie lachend mit Sand, während wir „Cho-colett Chocolett“ riefen. Und tatsächlich bekamen wir zu unserer Freude oftmals Schokolade oder Süßigkeiten von ihnen. Unseren ständigen Hunger konnten wir in dem Moment vergessen.

Es gab auch die Schwedenspeisung für Kinder von 3-6 Jahren. Die Ausgabe-stelle war nicht weit von der Birkenallee entfernt. Wir gingen dann an Wiesen vorbei, um dort etwas zum Essen zu bekommen. In einem Glas erhielten wir Lebertran. Ein ekelhaftes Zeug, sollte aber gesund sein. Unsere Eltern hatten Lebensmittelmarken, die in Lebensmittelkarten zusammengefasst waren. Damit gingen wir mit unserer Mutter nach Rahlstedt in einen Bäckerladen in der Rahlstedter Straße, dem späteren Cafe Hartmann. Dort wurden Brot und Brötchen gekauft.

Als Kinder standen wir auch gerne vor der Eisenbahnshranke des o.g. Bahn-überganges und staunten über die Eisenbahn mit ihrer qualmenden Dampflok. Die Eisenbahnbrücke (über die Wandse) ist heute noch erhalten. Ebenfalls die Granitsteine mit ihrem nach unten gerichteten Halbbogen.

Aufgrund der beruflichen Veränderung meines Vaters wurde Glinde ab 1949 unsere neue Heimat.

Nach langer Zeit kehrte ich 1976 wieder nach Rahlstedt zurück. Es hatte sich vieles verändert, Bebauungen und Hochhaus-siedlungen gab es in jedem Stadtteil. Die Britische Armee zog im April 1953 aus der Boehn-Kaserne ab. 1956 übernahm die Bundeswehr die Kaserne.

In der Zwischenzeit waren dort Flüchtlinge untergebracht. Bis 1983 wurde die Kaserne militärisch genutzt. 1996 wurden der Abriss beschlossen. Bis auf das Haupttor an der Timmendorfer Straße wurden die meisten Gebäude abgerissen. Da es einen hohen Wohnbedarf gab, wurden Investoren gesucht, die die Bebauung übernahmen. Im Juli 1997 war die Grundsteinlegung für die „Rahlstedter Höhe“. Ein imposantes Wohnviertel mit 1.712 Wohnungen und 160 Reihenhäusern, Parkanlagen mit Spielstätten und eine neue Sporthalle entstanden. Die Wohnanlagen prägen das Bild eines modernen Stadtteils.

Abbildungsnachweis:

* Fotos aus dem Stadtteilarchiv des Bürgervereins Rahlstedt e.V.

Rest privat



Cafe Hartmann*



Eingangsportal Boehn-Kaserne* 1958



Boehn-Kaserne* 1960



Bahnübergang Tonndorfer Weg* 1952



Eisenbahnbrücke mit Halbbogen* 1972



Luftbild der Siedlung „Rahlstedter Höhe“* 2001

Rahlstedter Partner für Geschichte & Kultur



**HAMBURG
DRUCK
NACHHALTIG!**

**PRINT
GREEN**

www.siemendruck.de **MAXSIEMEN**
PRINTPRODUKTION





AMTV Hamburg e.V.

Wir bewegen Rahlstedt.

Rahlstedter Straße 159 • 22143 Hamburg
Telefon: 040 / 675 95 06
E-Mail: info@amtv.de • Internet: www.amtv.de

Der Tafelplatz Neuer Höltigbaum 2003 – 2023

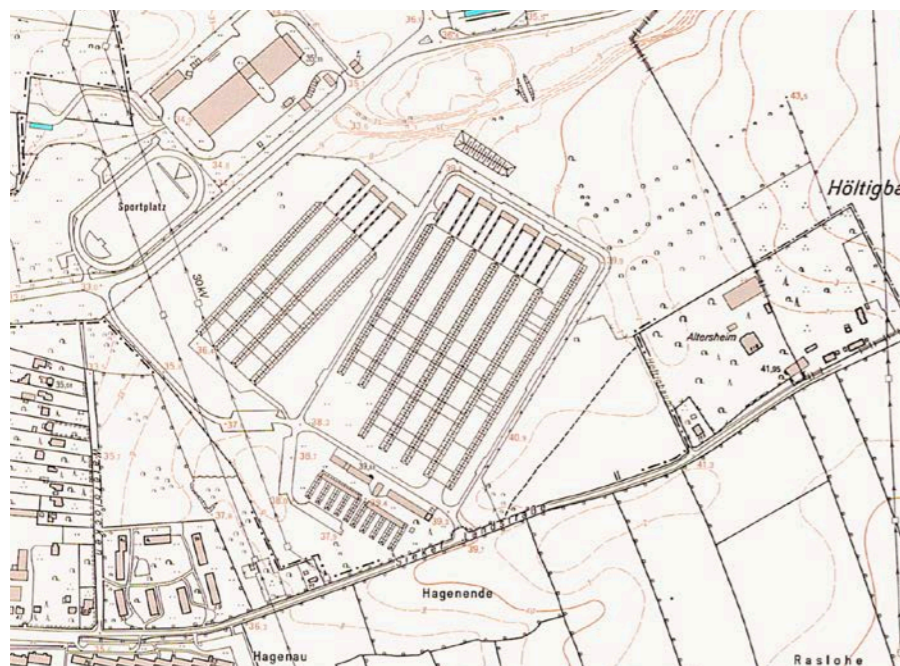
Erinnerung an die Opfer der NS-Militärjustiz für die Zukunft gestalten

»Überall in der Welt, wo deutsche Soldaten begraben liegen, sind auch die gehenkten, die erschossenen Deserteure begraben: Bauern begruben die Geschändeten, deutsche, französische, italienische Bauern begruben die Geschändeten, die man schnell noch ermordete, ehe man sich »absetzen« mußte. Während Hitlers Reich schon tot war, lief sein Tötungsmechanismus, der mit deutscher Gründlichkeit ausgebaut war, noch weiter: Blutige Kommandos hielten Brückenköpfe und Straßenkreuzungen besetzt und töteten, töteten Deserteure, vollzogen den blutrünstigen, feigen Mechanismus, während die Kanalaratte [...] in Berlin in der Falle hockte und nägelkauend darauf sann, noch möglichst viele mitzuziehen in den Abgrund, der ihn rief. Wo sind die Eltern, sind die Freunde, die Brüder und Schwestern dieser erschossenen Deserteure, deren Leichen man auf die Schwelle des Friedens häufte? Die Ermordeten selbst können nicht mehr sprechen, sie fielen dem Tötungsrausch zum Opfer, den das Gesetz befahl, den auszuführen Henker genug bereitstanden. Die Henker leben noch, sie überleben immer – wo aber sind die Deserteure, die ihr Leben retten konnten?«¹

Wo sind die Deserteure, Heinrich Böll (1953)

Zur Geschichte des Ortes

Hamburg war während der nationalsozialistischen Herrschaft einer der größten und wichtigsten Wehrmachtsstandorte im Deutschen Reich. Der Weg dorthin wurde bereits in den 1920er Jahren beschriftet. Während des Zweiten Weltkrieges waren insgesamt elf Kriegsgerichte von Heer, Luftwaffe und Marine in Hamburg tätig. Zudem hatten weitere wichtige Dienststellen der Wehrmachtjustiz hier ihren Sitz. Zehntausende Verfahren gegen Soldaten, Angehörige des sogenannten Gefolges und gegen Kriegsgefangene wurden von den ansässigen Militärgerichten durchgeführt. Vor dem Hintergrund des Kriegsverlaufs gab es ab Ende 1943 einen deutlichen Anstieg von Todesurteilen. Die Vollstreckungen erfolgten im Untersuchungsgefängnis am Holstenglacis durch Enthaupten² und durch Erschießen auf der Schießanlage des von der Wehrmacht seit 1936 genutzten Übungsplatzes am Höltigbaum.



Schießplatz Höltigbaum,
Grundkarte Vermessungsamt
Hamburg, 1974

Holstenglacis durch Enthaupten² und durch Erschießen auf der Schießanlage des von der Wehrmacht seit 1936 genutzten Übungsplatzes am Höltigbaum.

Zwischen 1940 und 1945 sind – nach bisheriger Forschung – 168 Vollstreckungen durch Erschießen namentlich nachgewiesen, davon 147 konkret für den Schießplatz Höltigbaum.

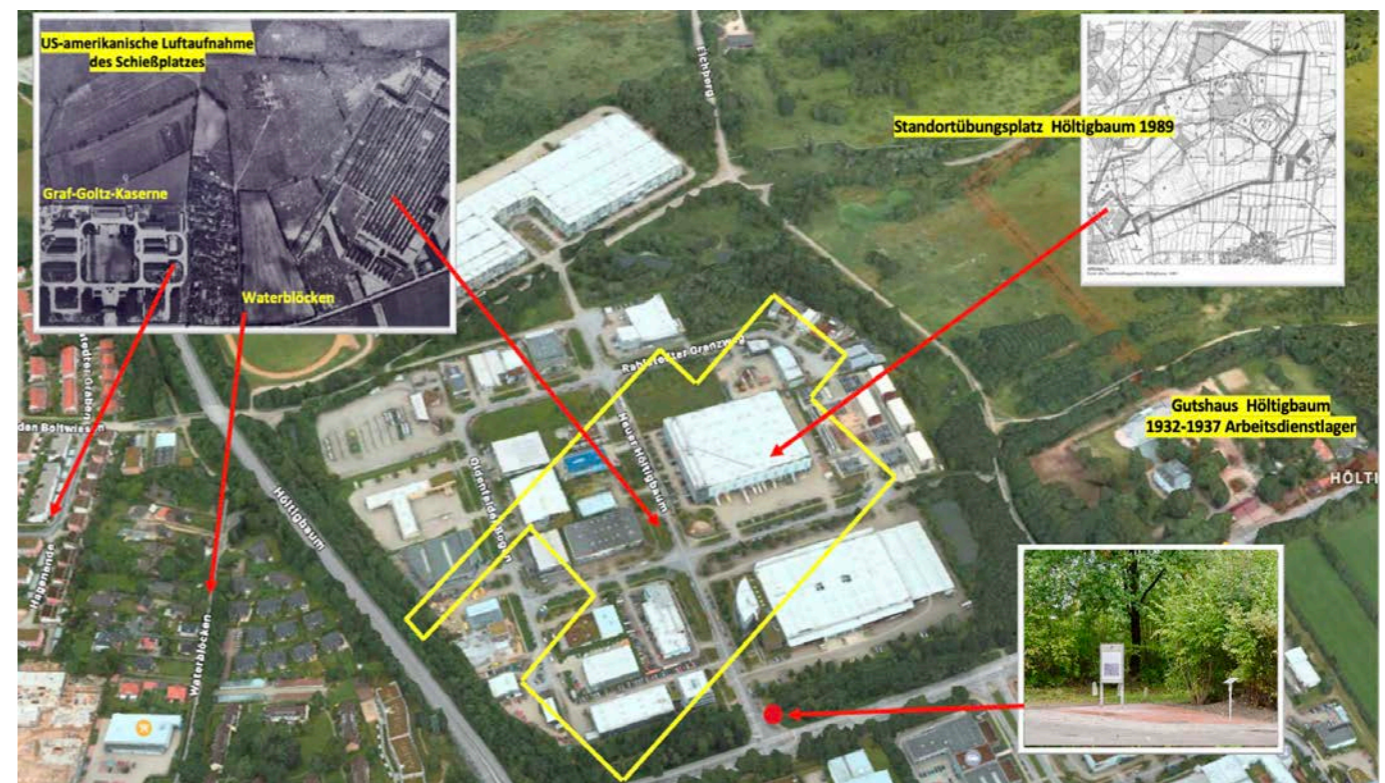
Vermutet wird eine Gesamtzahl von über 300. Die letzte Erschießung am Höltigbaum erfolgte fünf Tage vor dem Eintreffen der britischen Truppen in Hamburg.³

Ab 1958 nahm die neu aufgestellte Bundeswehr die militärische Nutzung des Standortübungsplatzes wieder auf. Er diente der Ausbildung der in den benachbarten Kasernen stationierten Soldaten. Die Schießbahnen im vorderen Bereich des Standortübungsplatzes – nahe der Graf-Goltz-Kaserne – wurden wieder instandgesetzt und baulich durch Fahrzeughallen und eine Panzerwaschanlage am nördlichen Rand der Schießanlage erweitert.

1992 wurde der Übungsbetrieb im Geländebereich (heute: Naturschutzgebiet) von der Bundeswehr aufgegeben. Die Standortschießanlage blieb einstweilen weiter in Betrieb bis sich am 15. Februar 1995 nach 27 Jahren das Tor zu den 19 Schießbahnen endgültig schloss. Mit der bereits im Herbst 1992 erfolgten Aufgabe der militärischen Nutzung der benachbarten Graf-Goltz-Kaserne⁴ und der anschließend – mit dem Ziel der Wohnraumschaffung – betriebenen Konversion des ehemaligen Kasernengrundstücks verschwand gewissermaßen dann der letzte „bauliche Zeuge“ an die schreckliche Geschichte auf dem unmittelbar benachbarten Schießplatz.

Das politische Tagesgeschehen widmete sich der künftigen Nutzung des gesamten Areals. Auf der Bezirksebene konkurrierten Wünsche nach Naturschutz mit Überlegungen für neue Wohnungsbauflächen, Kleingärten und Gewerbegebiete. Am Ende entschied sich der Hamburger Senat, der Landschaftsplanung von Schleswig-Holstein zur Einrichtung eines Naturschutzgebietes auf den Flächen des ehemaligen Truppenübungsplatzes weitgehend zu folgen.⁵ Ausgenommen blieb lediglich das abgegrenzte Gelände der Schießanlage Höltigbaum, heute Gewerbegebiet und Heimat vieler Unternehmen und Betriebe unterschiedlicher Art und Größe.

Am Rande des Gewerbegebietes und am Übergang in das Naturschutzgebiet lässt die heutige wallartig verlaufende und mit Bäumen bestandene Geländestruktur nur noch rudimentär erahnen, wo sich damals die Schutzwälle für den Kugelfang am Ende der Schießbahnen befanden.



Ehemaliger Schießplatz Höltigbaum;
Illustration: Hans-Joachim Klier

Der lange Weg der Erinnerung

Mitte/Ende der 1980er Jahre schlug die Friedensinitiative Rahlstedt vor, mit einer Gedenkstätte am Höltigbaum an die dortigen Verbrechen der NS-Wehrmachtsjustiz zu erinnern. Eine von der damaligen „Antifa-Ini-Wandsbek“ am Zaun des Schießplatzes angebrachte Gedenktafel stieß bei der örtlichen Standortkommandantur auf harsche Ablehnung. Sie wurde umgehend von der Bundeswehr wieder entfernt. „Der verantwortliche Offizier hielt es nicht für zumutbar, die Soldaten der Bundeswehr bei ihren Schießübungen mit dieser Geschichte zu konfrontieren.“⁶ Der Zeitgeist in Hamburg und in der Bundesrepublik war noch ein anderer. So wehrte sich auch der damalige evangelische Militärpfarrer Eckart Schande mit eindeutigen Worten gegen das von der Friedensinitiative geforderte Denkmal und warnte vor Irritationen, die das Denkmal unter den Soldaten der Bundeswehr auslösen könnte: „Ein Denkmal für den Unbekannten, auf den kein Verlass ist, rüttelt an den Grundlagen der Demokratie“, sagte er.⁷

Über Jahrzehnte hinweg war und blieb vorerst die Auseinandersetzung mit der Geschichte der NS-Wehrmachtsjustiz tabuisiert und Desertation ein Reizwort.

Erste kritische Veröffentlichungen zur militärjuristischen Verfolgung von Kriegsdienstgegnern im Zweiten Weltkrieg erschienen in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre. In der Rechtsprechung und der politischen Debatte setzte ein allmählicher Umdenkungsprozess ein, der trotz gegenläufiger politischer Auffassungen und Einschätzungen am Ende durch grundlegende Beschlüsse des Bundestages aus den Jahren 1997, 2002 und 2009 dann schließlich zur schrittweisen Rehabilitierung der Opfer der Wehrmachtsjustiz führte.⁸

In Hamburg wurden mit der von der Hamburger Bürgerschaft auf Beschlussempfehlung des Senats vom 28. Juni 1988 eingerichteten „Hamburger Stiftung Hilfe für NS-Verfolgte“ sehr frühzeitig die Voraussetzungen für die Anerkennung des Opferschicksals ehemaliger Wehrmachtsdeserteure geschaffen.

Mit dem Schießplatz Höltigbaum konkret hatte sich mit Vorträgen und Veröffentlichungen insbesondere der Historiker Prof. Dr. Detlef Garbe schon frühzeitig befasst.⁹ Die von Georg Auer im August 2001 an der Universität der Bundeswehr Hamburg (ab Dezember 2003 „Helmut-Schmidt-Universität“) abgeschlossene Magisterarbeit „Plötzlicher Herztod durch Erschießen“ stellte die Vorkommnisse am Höltigbaum in den Mittelpunkt. Der Autor bemängelte bereits damals, dass weder ein Gedenkstein noch eine Hinweistafel an den Tod vieler Soldaten durch Erschießen erinnern würden. Mit der Veröffentlichung dieser grundlegenden Arbeit im Rahlstedter Jahrbuch 2002 für Geschichte und Kultur rückte der Höltigbaum nun stärker in das Blickfeld der politischen Gremien.¹⁰ Der damalige Ortsausschuss Rahlstedt setzte schließlich das über Jahrzehnte hinweg in der Bundesrepublik tabuisierte Thema der NS-Militärjustiz auf die Tagesordnung und sprach sich einvernehmlich für die Aufstellung einer Gedenktafel zur Erinnerung an die auf dem Schießplatz hingerichteten Deserteure aus.

Der Tafelplatz 2003 – 2019

Die Umsetzung dieser Forderung erfolgte im Rahmen des Hamburger Tafelprogramms „Stätten der Verfolgung und des Widerstands 1933 - 1945“ der Hamburger Kulturbehörde. Am 5. September 2003 wurde die Erinnerungstafel im Rahmen einer Gedenkveranstaltung enthüllt. Der damalige Leiter des Bezirksamtes Gerhard Fuchs reflektierte in seiner Ansprache den nicht einfachen Weg der politischen Debatte um die Rehabilitierung der Wehrmachtsdeserteure.¹¹ Rund um die Tafel schuf der Kulturverein Rahlstedt eine kleine, von ihm bepflanzte und gepflegte Anlage zur Erinnerung an das Schicksal der Wehrmachtsdeserteure.

An dieser Stelle trafen sich in den folgenden Jahren wiederkehrend Menschen zu Gedenkstunden. Seit 2019 wurden zur Erinnerung an dort erschossene Deserteure Stolpersteine verlegt.¹²

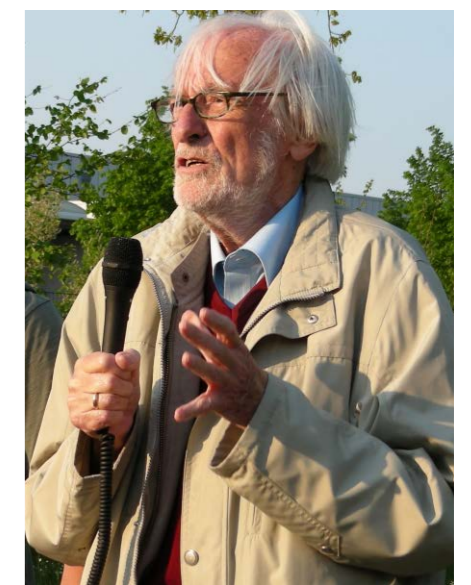
Dank des Engagements des Rahlstedter Kulturvereins e.V. und freiwilliger Helfer geriet der Tafelplatz im Eingangsbereich zum Gewerbegebiet Neuer Höltigbaum so nicht aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit. Die vom „Bündnis für ein Hamburger Deserteursdenkmal“ dort seit 2010 am Jahrestag der letzten Erschießungen am Höltigbaum durchgeführten Veranstaltungen haben ebenfalls einen wertvollen Beitrag zur Erinnerung beigetragen. Regelmäßig beteiligten sich Schülerinnen und Schülern des Gymnasium Osterbek mit Aufführungen. Betroffene wie Ludwig Baumann¹³ und Uwe Storjohann¹⁴ traten als Zeitzeugen vor Ort und im benachbarten „Haus der Wilden Weiden“ auf. Der damals 19jährige Uwe Storjohann hatte wenige Monate vor Ende des Krieges seinen Gestellungsbefehl zum Dienst in der Deutschen Wehrmacht bekommen. Er war in der Graf-Goltz-Kaserne stationiert. Während der Gedenkveranstaltung im April 2011 berichtete er von seinen Erlebnissen und seinem Willen, nicht den „Tod auf dem Feld der Ehre“ zu finden. Am 27. Januar 2012 war er Gastredner auf der Gedenkveranstaltung der Bezirksversammlung Wandsbek am Höltigbaum. Eindrucksvoll schilderte er den Besuchern seine Erlebnisse aus den letzten Wochen des Krieges. Bereits wenige Tage nach Ankunft in der Kaserne registrierte er am frühen Morgen zum ersten Mal, dass auf dem Übungsplatz Exekutionen von Deserteuren und sogenannten Defätisten stattfanden. Während seiner Zeit in der Graf-Goltz-Kaserne nahm er fast täglich Hinrichtungen von ca. vier bis fünf Kameraden als Ohrenzeuge wahr. Zunächst vermuteten die Soldaten in der Kaserne, dass Trupps der Waffen-SS die Exekutionen durchführen würden. Sehr schnell wurde dann Anfang Januar 1945 klar, dass nach dem „Willen des Führers“, Soldaten aus allen Truppenteilen für Exekutionen herangezogen wurden, vornehmlich solche Soldaten, die durch eine gewisse ‚Weichheit‘ oder Unzuverlässigkeit aufgefallen waren. Da sich aber immer genügend freiwillige Soldaten für die Kommandos meldeten, musste Uwe Storjohann nie einen Kameraden erschießen. „Wer zu einem Erschießungskommando gehörte, bekam anschließend einen Tag Standorturlaub, zehn Zigaretten und eine halbe Flasche Schnaps, um das Erlebte besser verarbeiten zu können.“¹⁵



Tafelplatz 2009; Foto: Detlef Garbe



Ludwig Baumann;
Foto: Rene Senenko (2011)



Uwe Storjohann;
Foto: Rene Senenko (2011)

Im gleichen Jahr 2012 sprach sich die Bezirksversammlung Wandsbek gegenüber Senat und Bürgerschaft einmütig dafür aus, an zentraler Stelle Hamburgs an die Opfer der NS-Militärjustiz zu erinnern, um ihnen einen würdigen Platz in der Gedenkkultur Hamburgs einzuräumen. Die Bezirksversammlung unterstützte damit vorbehaltlos das seit längerem artikulierte Anliegen des „Bündnisses für ein Deserteursdenkmal“, dieses am Dammtor zu errichten. Solch eine Unterstützung war Ende der 1980er-Jahre so noch nicht denkbar gewesen. Damals fand die Friedensinitiative Rahlstedt mit gleichem Anliegen weder auf der Bezirksebene noch bei Senat und Bürgerschaft Gehör und Unterstützung. Auch dies kennzeichnet in der Rückbetrachtung den langen Weg einer Rehabilitierung der Wehrmachtsdeserteure – auch in Hamburg.

Am 24. November 2015 wurde der zentrale „Gedenkort für Deserteure und andere Opfer der NS-Militärjustiz“ zwischen Bahnhof Dammtor und Stephansplatz in Gegenwart von dem aus Hamburg stammenden Vorsitzenden der „Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz“ Ludwig Baumann eingeweiht. Der damalige Erste Bürgermeister Hamburgs und heutige Bundeskanzler Olaf Scholz erinnerte daran, dass das Umdenken beschämend spät eingesetzt habe. An Ludwig Baumann gewandt würdigte er dessen beharrliches Engagement um die Rehabilitierung und um eine angemessene Würdigung der Wehrmachtsdeserteure auch in seiner Geburtsstadt.

Im Zuge der Einrichtung des neuen Gedenkortes wurden an acht historischen Stätten der Wehrmachtsjustiz in Hamburg vom Künstler Volker Lang – dem Gestalter des Deserteursdenkmal – geschaffene Informationsstelen aufgestellt. So auch in Nähe des Tafelplatzes Höltigbaum am Straßenrand Neuer Höltigbaum.

Am 5. Juli 2018 verstarb Ludwig Baumann in Bremen. Kurze Zeit später sprach sich der Kerngebietsausschuss Wandsbek dafür aus, unter Beachtung regelhafter Ruhefristen eine noch zu gestaltende Freifläche im Neubaugebiet Jenfelder Au nach Ludwig Baumann zu benennen. Das Verfahren wurde im Juni 2021 von der Bezirksversammlung Wandsbek wieder aufgegriffen und am 13. Dezember erfolgte dann die symbolische Benennung des Ludwig-Baumann-Parks in der Jenfelder Au. „Mit dem Ludwig-Baumann-Park schaffen wir eine besondere Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft: Wir ehren einen Menschen,“ so der Vorsitzende der Bezirksversammlung Wandsbek André Schneider „der selbst Opfer der NS-Militärjustiz wurde, sich für die Rehabilitierung seiner Schicksalsgenossen eingesetzt hat und erfolgreich war. Als gebürtigem Hamburger steht ihm der Dank der Stadt Hamburg für sein Engagement zu.“ Die Benennung dieser Grünfläche nach Ludwig Baumann bildete zugleich den Abschluss eines längeren Prozesses auf der Ebene der bezirklichen Gremien, Straßenflächen auf dem Gelände der ehemaligen Lettow-Vorbeck-Kaserne und dem dort neu erbauten Wohngebiet Jenfelder Au nach im Dritten Reich verfolgten Frauen und Männern zu benennen. Schon sehr frühzeitig war gefordert worden, den neu geschaffenen Straßen Namen nach Opfern der NS-Militärjustiz zu geben. Mit den Benennungen Hilde-Wulff-Weg, Charlotte-Mügge-Weg, Hermine-Albers-Straße, Gyula-Trebitsch-Platz, Erich-Hippel-Weg, Kurt-Elvers-Weg und Kurt-Oldenburg-Straße wurde dieses realisiert. Kurt Oldenburg war gemeinsam mit Ludwig Baumann desertiert.

Die Neugestaltung des Tafelplatzes 2019 – 2023

Das bürgerliche Engagement – so auch die Pflege des Gedenkortes Höltigbaum durch den Kulturverein – stieß auf Grenzen. Der ursprünglich kleine freie Platz „verschwand“ durch überwucherndes Grün zunehmend aus dem öffentlichen Blick und war als Gedenkort so kaum noch wahrnehmbar. Daran hat auch die 2016 seitwärts am Straßenrand Neuer Höltigbaum im Zusammenhang mit dem zentralen Deserteursdenkmal aufgestellte Informationsstele wenig ändern können.

Mit der Verlegung eines ersten Stolpersteines am Tafelplatz für den Soldaten Herbert Klein, zu der der Rahlstedter Kulturverein e.V. am 26. September 2019 eingeladen hatte, erfolgte ein erster öffentlicher Weckruf, der in den politischen Gremien vor Ort gehört und umgesetzt wurde. Der Tafelplatz sollte – auch mit Blick auf andere Wandsbeker Erinnerungsorte an den NS-Terror – aus seinem Schattendasein am Rande der Stadt herausgeführt werden. Ihm sollte ein würdigeres Aussehen verliehen werden.

Im Februar 2020 ergriff der Regionalausschuss Rahlstedt die Initiative und forderte die abseits am Straßenrand aufgestellte Stele in den Tafelplatz zu integrieren.¹⁶ Die Behörde für Kultur und Medien unterstützte das Anliegen und gab ihr Einverständnis.¹⁷ Dem schloss sich die Bezirksversammlung Wandsbek an und forderte die Bezirksverwaltung auf, die Platzgestaltung mit dem neuen Standort der Stele neu zu planen. Auf der Grundlage eines ersten Entwurfs folgte im März 2022 ein konkreter Planungsauftrag¹⁸ und im Mai 2023 die Bereitstellung der notwendigen Haushaltsmittel durch Beschluss der Bezirksversammlung Wandsbek zum Antrag des Regionalausschusses Rahlstedt.¹⁹

Die von der Bezirksversammlung Wandsbek in der Zwischenzeit gewünschte Einrichtung eines „Wandsbeker Erinnerungswegs der Verfolgung und Widerstands im Nationalsozialismus“²⁰ sah auch für den Höltigbaum eine Stele vor, die nun für die Neugestaltung des Tafelplatzes zu berücksichtigen war.

In einem ersten Schritt – Ende 2023 baulich realisiert – wurde die ungeordnete Bepflanzung des Tafelplatzes beseitigt, um die Sichtbarkeit der Anlage herzustellen und so einen freien Einblick vom Straßenraum zu ermöglichen. Zudem wurde der Platz im Einvernehmen mit dem von der Bezirksversammlung Wandsbek eingesetzten Runden Tisch „Wandsbeker Erinnerungsweg der Verfolgung und des Widerstands im Nationalsozialismus“ mit einer farblichen Bepflasterung hervorgehoben und Freiraum zwischen den neu gestellten Stelen gelassen. Er bietet Platz für ein weiteres Element mit den Namen



Tafelplatz 2009; Foto: Hans-Joachim Klier



Tafelplatz 2023 vor der Neugestaltung; Foto: Hans-Joachim Klier



Tafelplatz nach der Neugestaltung; Foto: Hans-Joachim Klier

aller bisher bekannten Opfer vom Höltigbaum. Dessen Gestaltung und Realisierung soll dann nach dem Wunsch der Bezirksversammlung in einem zweiten Schritt – ggf. unter Beteiligung benachbarter Schulen – realisiert werden.

Am 27. Januar 2024, dem Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus, wurde der neugestaltete Platz – zwanzig Jahre nach seiner Ersteinrichtung – im Rahmen der alljährlichen Gedenkveranstaltung der Bezirksversammlung Wandsbek der Öffentlichkeit vorgestellt. Zum zweiten Mal nach 2012 hatte die



Tag des Gedenkens am 27. Januar 2024;
Foto: Bezirksversammlung Wandsbek

Bezirksversammlung Wandsbek zu einer Gedenkveranstaltung an den Gedenkort Höltigbaum in das benachbarte Verwaltungsgebäude der bp fulfillment & service GmbH & Co. KG eingeladen. Im Rahmen dieser sehr gut besuchten Veranstaltung wurde zugleich die erste Stele (Herbert Klein) des Wandsbekers „Weges der Erinnerung“ am neugestalteten Platz enthüllt. Zuvor hatte sich der Historiker Dr. Michael Jonas, Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Helmut-Schmidt-Universität in seinem Hauptvortrag zur Gedenkstunde ausführlich und abgewogen dem ambivalenten Umgang der Bundeswehr mit der Wehrmachtjustiz von den ersten Nachkriegsjahrzehnten bis heute gewidmet – ein selbstkritischer Rückblick auf einen zähen Wandel in Selbstbild und Selbstverpflichtung, der in den Denkkategorien militärischer Strukturen ungleich schwieriger zu bewältigen war und ist. Kaum vorstellbar, dass dieses von einem Repräsentanten einer dem Höltigbaum „benachbarten“ Institution der Bundeswehr vor 20 Jahren am gleichen Ort gesagt worden wäre.

Ebenso bemerkenswert ist die Teilnahme des hamburgischen Landesverbandes des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge an der Gedenkfeier der Bezirksversammlung 2024 mit einer Kranzniederlegung am neuen Tafelplatz.

Der Tafelplatz – stete Mahnung

Anlässlich der Erstaufstellung der Erinnerungstafel am Gedenkplatz im Jahre 2003 betonte der damalige Leiter des Bezirksamtes Wandsbek Gerhard Fuchs, dass nun „ein Zeichen der Identität“ gesetzt sei. „Die Geschichte läßt uns nicht los – sie darf uns nicht loslassen. Sie haben sich hier in Rahlstedt in gemeinsamer Grundüberzeugung über die Art und Weise des Erinnerns und damit immer auch des Gedenkens verständigt“.²¹

Mit Blick auf heute vor dem Hintergrund eines seit Jahren anwachsenden Anteils rechtsradikalen Wählerpotenzials, des offenen Auftretens von Geschichtsrevisionisten und anwachsender Zustimmung zu autokratischen Herrschaftsformen – ganz zu schweigen von dem seit über zwei Jahren andauernden völkerrechtswidrigen Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine – hat die damalige

Aussage ihre Aussagekraft nicht verloren. Mehr denn je scheint es notwendig, nationalsozialistische Radikalität überall dort zu dokumentieren, wo sie sich – wie hier am Höltigbaum – auch vor der eigenen Haustür aufzeigen lässt: ein Ort in Rahlstedt, an dem viele junge Menschen ihr Leben verloren, weil sie am mörderischen Krieg der Nationalsozialisten nicht teilnehmen wollten.



Stolpersteine am Tafelplatz
Foto: Hans-Joachim Klier

„Den Opfern einen Namen geben“ und an die Menschen erinnern, die während der nationalsozialistischen Diktatur ermordet worden – das ist der Sinn des Projektes „Stolpersteine“ des Künstlers Gunter Demnig. Die Namen der NS-Opfer dürfen nicht vergessen werden. Sie sollen nicht verschwinden, vielmehr sollen sie Anstoß geben, über das Geschehene zu berichten. Hieran ist auch der Tafelplatz Höltigbaum zu messen. Es bleibt zu wünschen, dass niemand vergessen wird. Deshalb ist die Dokumentation aller Namen und aller Schicksale an diesem Ort notwendig. Es sollten nicht wieder zwanzig Jahre vergehen, bis der Gedenkplatz mit einem Gestaltungselement zur Dokumentation aller Namen der Hingerichteten ausgestattet ist.

Nach kriegsrechtlichen Urteilen auf dem Standortschießplatz Höltigbaum erschossen: *)

1940

Hans Wischniewski (30**) - Siegfried Jacobsohn (24) - Walter Lebang (25)

1941

Johannes Rowold (41) - Gottlieb Scherer (25) - Karl Heinz Ebele (23) - Hermann Kehl (25)

1942

Johann Friedrich Kozielski (35) - Quirin Zettler (29) - Werner Wawrczynossek (25) - Hans Müller (22) - Paul Gerbaulet (32) - Walter Müller (25) - Bruno Walkhoff (23) - Walter Lüdemann (21) - Rudolf Wächter, genannt Weigelt (30) - Alfred Naujoks (25) - Hans Müller (40) - Kurt Günther Schuster (23) - Hans Kantelberg (23) - Franz Mura (24) - Friedrich Schröder (42)

1943

Günter Haase (22) - Herbert Stache (23) - Tillmann Kowalewski (31) - Hans Hadler (20) - Hans Auerswald (26) - Gerhard Schimming (46) - Hans-Joachim Kaiser (41) - Gottlieb Mehlgarten (24) - Gregor Gregorjan (21) - Walter Kruse (22) - Johann Ziehfrennd (25) - Werner Gerstmann (27)

1944

Erich Hippel (26) - Hans Köllner (22) - Herbert Bening (24) - Heinz Rick (23) - Kurt Müller (23) - Werner Schinckel (34) - Marius Mundt (40) - Herbert Schulze (28) - Pantelija Kabanica (36) - Willi Goretzki (29) - Wilhelm Tiedemann (34) - Franz Gaber (24) - Werner Konrad (25) - Wilhelm Buschmann (54) - Günter Brandt (18) - Johann Schmitz (31) - Wilhelm Schmalbach (38) - Josef Schönenbach (41) - Alfred Boddeusch (33) - Robert Gauweiler (38) - Alfons Pawlowski (42) - Karl-Heinz Tams (25) - Walter Kaniok (25) - Gerhard Johannes Kurt Schreiber (33)

1945

Otto Junge (29) - Alwin Krause (30) - Franz Owczorz (22) - Heinrich Sauer (21) - Karl-Heinz Wolff (21) - Herbert Helmers (21) - Hermann Nikolaus (33) - Johann Schumann (24) - Willi Dittmann (39) - Ferdinand Schönfeld (22) - Werner Enge (21) - Kurt Elvers (26) - Otto Peters (30) - Walter Benecke (44) - Herbert Klein (23) - Jakob Molodid (37) - Wilhelm Weissenborn (30) - Fritz Freitag (26) - Otto Grüning (25) - Willi Krüger (20) - Hans Bernhardt (20) - Alfons Chaberski (24) - Karl Dettmer (21) - Franz Eder (22) - Josef Fuchs (26) - Harry Heinz (19) - Adam Janeczek (21) - Heinrich Kill (31) - Kurt Lindermann (40) - Hans Scheid (31) - Richard Thieme (33) - Hans Thoma (33) - Friedrich Baldus (19) - Horst Böttger (21) - Jean Defay (43) - Heinrich Gerresheim (35) - Willi Kuhlmann (37) - Ludwig Marchand (29) - Anton Mente (30) - Johann Otrzonsek (37) - Gerhard Reins (30) - Harald Tetzner (20) - Arnold Erwin Max Schacht (24) - Eduard Stahmer (23) - Sigfried Sitan (41) - Johannes Bahlmann (36) - Hans-Joachim Fischer (24) - Heinrich Kalwis (28) - Eduard Majitzki (31) - Hermann Prellberg (31) - Erich Brüssel (35) - Hans-Rainer Möllmann (23) - Harry Reese (34) - Fritz Thibau (23) - Johann Wilshusen (34) - Gerhard Apelt (33) - Karl Beran (33) - Harald Burg (34) - Erich Meier (21) - Kurt Missfeldt (31) - Erwin Pepper (22) - Otto Wilz (25) - Karl Winkler (25) - Heinz Leonhardt (27) - Herbert Sachweh (23) - Rudolf Uhlig (25) - Max Genath (27) - Herbert Grega (25) - Albert Griem (23) - Willy Ostermann (42) - Heinz Schwarz (31) - Erich Juretzko (24) - Bruno Karschewski (31) - Nikolaus Orbonz (22) - Fritz Suhr (25) - Kurt Knoth (25) - Hermann Kath (27) - Rolf Reh (23) - Kurt Steinke (49) - Herbert Walter (21) - Walter Baumgärtel (36) - Ernst Gennerich (32) - Alwin Klank (23) - Karl Tibbert (40) - Herbert Richter (25) - Kurt Johannes (24)

28. April 1945

Herbert Maushagen (25) - Wilhelm Gehrler (37) - Fritz Windels (23)

*) Verzeichnis der nach kriegsgerichtlichen Todesurteilen in Hamburg zwischen 1940 und 1945 Hingerichteten (Lebensalter); s. Claudia Bade, Detlef Garbe und Magnus Koch (Hg.) „Rücksichten auf den Einzelnen haben zurückzutreten“-Hamburg und die Wehrmachtjustiz im Zweiten Weltkrieg; Landeszentrale für politische Bildung Hamburg und KZ-Gedenkstätte Neuengamme; Hamburg 2019 – S.337 ff
**) Lebensalter der Erschossenen

Anmerkungen

- 1 Heinrich Böll Werke. Kölner Ausgabe, Band 6 (1952-1953). Herausgegeben von Árpád Bernáth in Zusammenarbeit mit Annamária Gyurác Köln 2007, S. 272.
- 2 Namentlich sind 59 Enthauptungen belegt; darunter 2 Frauen des französischen Widerstandes (s. Fußnote 3)
- 3 Claudia Bade, Detlef Garbe und Magnus Koch (Hg.) „Rücksichten auf den Einzelnen haben zurückzutreten“-Hamburg und die Wehrmachtsjustiz im Zweiten Weltkrieg; Landeszentrale für politische Bildung Hamburg und KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Hamburg 2019, S. 57 ff; Verzeichnis Anhang, S.337 ff.
- 4 Noch in den letzten Monaten des 2. Weltkrieges wurden von dort junge Soldaten gegen Vergünstigungen regelmäßig zu den Erschießungskommandos am Höltigbaum befohlen.
- 5 Gerhard Bein „Der ehemalige Standortübungsplatz Höltigbaum“, Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte und Kultur, 2009; S. 62 ff
- 6 Standortfeldwebel a.D. Gerd Bein in einem Gespräch mit Werner Jansen, Kulturverein Rahlstedt e.V., Okt. 2021
- 7 Zitat Hamburger Abendblatt vom 2. September 1988
- 8 Claudia Bade, Detlef Garbe und Magnus Koch (Hg.) „Rücksichten auf den Einzelnen haben zurückzutreten“-Hamburg und die Wehrmachtsjustiz im Zweiten Weltkrieg; Landeszentrale für politische Bildung Hamburg und KZ-Gedenkstätte Neuengamme; Hamburg 2019 – S.289 ff
- 9 Detlef Garbe „Erschossen am Höltigbaum.“ Zur militärjuristischen Verfolgung von Kriegsdienstgegnern im Zweiten Weltkrieg in: INFO Nr. 12 (1988) des Arbeitskreises zur Erforschung des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein
- 10 Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte und Kultur, Hamburg 2002; S. 28 ff
- 11 Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte und Kultur, Hamburg 2004, S. 19/20
- 12 Die bisher fünf verlegten Stolpersteine erinnern an Willi Dittmann, Hans Müller, Erwin Pepper, Herbert Klein (vgl.https://www.stolpersteine-hamburg.de/?&MAIN_ID=7&r_name=Klein+&r_strasse=Neuer+H%F6ltigbaum&r_bezirk=&r_stteil=&r_sort=Nachname_AUF&recherche=recherche&submitter=suchen&BIO_ID=5773) und Fritz Freitag (https://www.stolpersteine-hamburg.de/?&MAIN_ID=7&r_name=&r_strasse=Neuer+H%F6ltigbaum&r_bezirk=&r_stteil=&r_sort=Nachname_AUF&recherche=recherche&submitter=suchen&BIO_ID=6089)
- 13 Ludwig Baumann (13.12.1921-5.07.2018) – Wehrmachtsdeserteur und Friedensaktivist; ehemaliger Vorsitzender der Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz https://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_Baumann_(Wehrmachtsdeserteur)
- 14 Uwe Storjohann (22.11.1925-24.01.2021); „Hauptsache Überleben“: Eine Jugend im Krieg 1936-1945, 2. Aufl., Hamburg 1994. https://de.wikipedia.org/wiki/Uwe_Storjohann
- 15 Uwe Storjohann „Ein Zeitzeuge berichtet“, aufgezeichnet von Teresa Tichek in „Gedenken am Höltigbaum“ - Die Bezirksversammlung Wandsbek gedenkt der Opfer der Wehrmachtsjustiz. Herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg und dem Bezirksamt Wandsbek. Hamburg 2012.
- 16 Bezirksversammlung Wandsbek, Drucksache-Nr. 21-1033 vom 04.02.2020
- 17 Bezirksversammlung Wandsbek, Drucksache-Nr. 21-1304 vom 15.04.2020
- 18 Bezirksversammlung Wandsbek, Drucksache-Nr. 21-4823 vom 16.02.2022
- 19 Bezirksversammlung Wandsbek, Drucksache-Nr. 21-7001 vom 02.05.2023
- 20 https://www.hamburg.de/wandsbek/bezirksversammlung/gedenken/
- 21 Vgl. Fußnote 11

Ihr Vertrauensmakler seit 1971 in Rahlstedt und Umgebung

Mit über fünf Jahrzehnten Erfahrung und tiefgehender Marktkenntnis in Rahlstedt und Umgebung bieten wir Ihnen maßgeschneiderte Lösungen für Ihre Immobilienbedürfnisse. Unser engagiertes Team begleitet Sie von der ersten Beratung bis zum erfolgreichen Abschluss und darüber hinaus. Vertrauen Sie auf unsere Expertise, um Ihre Immobilienziele effizient und erfolgreich zu erreichen!



Pitt Reimann

Ich hatte das Vergnügen, mit Frau Faden zusammenzuarbeiten, und ich kann sie nur wärmstens empfehlen. Von Anfang an war sie äußerst professionell, freundlich und engagiert. Frau Faden war stets erreichbar, beantwortete alle meine Fragen geduldig und sorgte dafür, dass der gesamte Kaufprozess reibungslos und stressfrei verlief. Vielen Dank!!



Torsten von Levern

Wir waren mit Dolberg - Immobilien in Hamburg Rahlstedt sehr zufrieden. Durch die hervorragende Arbeit von Herrn Katzameyer wurde der Verkauf unserer Wohnung schnell abgewickelt. Herr Katzameyer ist sehr kompetent, zu jeder Zeit ansprechbar, zu jeder Frage gut informiert, und sehr engagiert. Durch seine offene und freundliche Art, war die Zusammenarbeit sehr angenehm. Wir empfehlen dieses Unternehmen unbedingt weiter.



S H

Ein professioneller Auftritt von Kontaktertaufnahme bis zum Notartermin und dem finalen Kauf sowie darüber hinaus. Herr Schröder ist hier gesondert zu erwähnen, da Herr Schröder herausragend vermittelt und beraten hat. Sehr zuvorkommend, freundlich und professionell. Alles in allem kompetent mit Sinn fürs zwischenmenschliche. Vielen Dank



Kerstin Schepanksi

Wir haben im Auftrag meiner Eltern ein sehr schönes, aber gleichzeitig renovierungsbedürftiges Haus verkaufen müssen. Herr Uderstadt und Herr Barck haben den Verkaufsprozess von Anfang an sehr kompetent, engagiert und transparent begleitet. Herr Barck war zu jeder Zeit erreichbar und hat mit großer Beharrlichkeit und freundlicher, klarer Kommunikation den Verkauf erfolgreich zum Abschluss gebracht.



Kontaktieren Sie uns gerne jederzeit. Wir freuen uns auf Sie!

Jonas Uderstadt
Geschäftsführer DOLBERG-Immobilien

Rahlstedter Bahnhofstraße 16, 22143 Hamburg

040 660000
info@dolberg.de



www.dolberg-immobilien.net

Zum 180. Geburtstag Detlev von Liliencrons am 3. Juni 2024:

„Geld, Geld, Geld muß der junge Mann haben, alles Übrige¹ ist Schiet, Schiet, Schiet...“²

Zu 40 wiederentdeckten Briefen Detlev von Liliencrons, einem Schriftsteller-Kartell und Liliencrons Utopie eines „freien Schriftstellers“



Diese Galerie von Autoren zeigt alle Gründungsmitglieder des männerdominierten „Kartells Lyrischer Autoren“, von dem später die Rede sein wird.

DICHTERLOS IN KAMTSCHATKA (1897) von Detlev von Liliencron

*Geduld, Poet, und nicht gemuckst!
So heißt die Pille, die du schluckst.*

*Entsagung, in der Ecke stehn,
Von jedem Laffen falsch gesehn.*

*Dein Volk, wenn dich Diät geplagt,
Hat dir, wie stets, das Brot versagt.*

*Verzweiflung, und noch obendrein
Verlacht, verhöhnt, verspottet sein.*

*„Das Publikum, das Publikum!“
Ja, hat sich was mit Publikum.*

*„Der Kritikus, der Kritikus!“
Na, das ist erst der Hochgenuß.*

*„Der Nachruhm bringt dir
manchen Toast!“
Nun wahrlich, auch ein schöner Trost.*

*„Der Dichter ist ein König traun.“
Er ist im Vaterland der Clown.*

*Vielleicht nach hundert Jahren Schicht
Zieht ein Professor dich ans Licht.*

*Und hin und her wird dann geredt,
Und du wirst um und um gedreht*

*Viel Lärm, Bumbum, Radau, Juchhei:
Im Sarg ist alles einerlei.*

*Und ob die Welt dich dann zerreißt.
Ob die Nation als Gott dich preist:*

*Ganz gleich, der Wurm hat rund und rein
Dich längst poliert im schwarzen Schrein.*

*Wir fragen, wo dein Hügel steht;
Der ist versunken und verweht.*

*Was geht's dich an, was soll der Quark,
Fehlt dir des Lebens Milch und Mark.*

*Das sind des Dichters ewige Qualen
Im großen Reich der Kamtschatkalen.*

In einer Art imaginiertem Dialog wird in Liliencrons „Kamtschatka“-Gedicht die desaströse Lebenssituation, das „Los“ eines typischen „Poeten“, verhandelt: Verbittert und sarkastisch werden dabei in einem Rundumschlag diejenigen haftbar gemacht, die daran die Hauptschuld tragen: Die Literaturkritik, das Publikum, ja das „Volk“ insgesamt. Das Fazit: Dem Lyriker könne sein *Nachruhm* einerlei sein, wenn er im *Hier und Jetzt* keine solide finanzielle Lebensbasis finde.

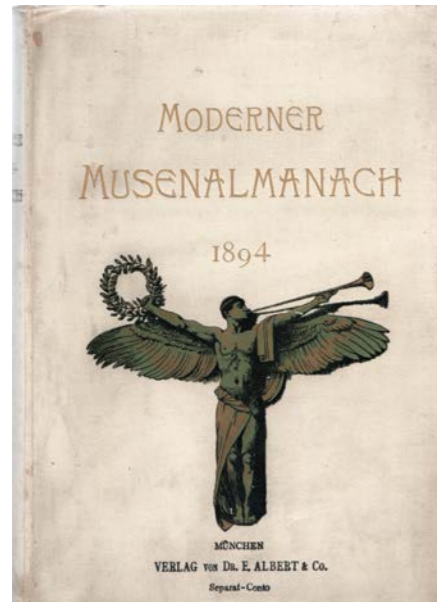
Der Titel verortet den Schauplatz dieser himmelschreienden Ungerechtigkeit nur scheinbar nach *Kamtschatka*: Dieses „abwegige“ Land, seine wilde Urtümlichkeit und Zivilisationsferne, wo der Hund verfroren ist und Braunbär und Königskrabbe sich Gute Nacht sagen, zeigen für den Autor in Wahrheit das rückständige, ignorante, das intellektuell unterbelichtete und gegenüber seinen Schriftstellern undankbare Deutschland. „Die guten Landsleute scheinen zu glauben, daß ein Dichter nur von Blütenstaub lebt,“³ schreibt er 1899 an einen Freund.

Also wieder einmal die selbstgerechte Philippika eines notorischen Schuldenmachers und Verschwenders, nach der Devise *Haltet den Dieb?* Wer nahezu nichts über Detlev von Liliencron weiß, dem erscheint doch zumindest eines ganz sicher: das Narrativ vom *Schulden- und Tanz-Baron*, vom ewig Abgebrannten, der mit Geld, das ihm gar nicht gehörte, nur so um sich warf, um ein fideles Leben zu führen. Liliencrons prekäre Finanzverhältnisse hatten in der Tat eine lange Geschichte. Diese begann schon während seines Militärdienstes im preußischen Heer Ende der 60er Jahre. Prahlereien, unbedachte, z. T. irrwitzige Aktionen⁴ kamen hinzu, ein feudaler Lebensstil eines finanziell und gesellschaftlich abgestiegenen Adeligen: All dies ließ einen ungewöhnlich hohen Schuldenberg entstehen.

Das hätte ihm auf Dauer aber keinen prominenten Platz auf dem literarischen Parnass sichern können. Tatsächlich hinterließ Liliencron viel mehr: eine Poetik, die den Einstieg in die Moderne wagte (er selbst nannte sich einen „Neutöner“ und behauptete, diesen Begriff selbst erfunden zu haben), aber auch ein „epistolares Werk“ in Form von rund 40.000 von ihm handschriftlich verfassten Briefen und Karten, das seine Einbindung in den Literaturbetrieb der Zeit widerspiegelt und, bei aller Polterigkeit, auch Auskunft gibt über einen klugen, empathischen und zugewandten Menschen. Eindrucksvoll sind auch seine Verbissenheit und sein hinausgeschrienes Selbstbewusstsein bei der Forderung, dass eine schriftstellerische Leistung auch ihren *pekuniären* Wert habe und dem Autor dementsprechend ein gehöriges Stück vom Kuchen zustehe, wenn dieser seine Produkte auf dem Markt präsentiere. Liliencron wurde mit dieser Auffassung, wie noch zu zeigen sein wird, einer der zentralen Vorreiter eines modernen Urheberrechts in Deutschland.



„Da sitzt Liliencron, seine beiden Kinder links und rechts neben sich, im Garten vor dem Hause, hinter ihm steht die Baronin, und sitzend und stehend im Halbkreise findet man die Gäste des späteren Tages: Gustav Falke und seine Frau, Jakob Loewenberg, Otto Ernst, Maximilian Fuhrmann, Theodor Lembke, Léon Goldschmidt, Heinrich Spiero, links hinter ihm der Journalist Hans Ferdinand Gerhard, Adolph Tormin und andere.“ (Heinrich Spiero, Anm 46). Das Foto wurde nachcoloriert.



Die Anthologie „Moderner Musenalmanach“. Hrsg. von O. J. Bierbaum, München 1894: 5 Liliencron-Gedichte



Die Anthologie „Das Jüngste Deutschland“, Leipzig 1900: 5 Liliencron-Gedichte

Im Folgenden soll es weniger um die Frage gehen, wie Liliencron sich über Jahrzehnte in seine desolater finanzielle Situation gebracht hat, sondern eher um seine vielfältigen Versuche, endlich Abhilfe zu schaffen und dabei doch gleichzeitig auch verbissen an seinem Lebenstraum festhalten zu können, sein Leben ganz der Schriftstellerei zu widmen, ohne weiteren Brotberuf, also ein „freier Schriftsteller“ zu sein. Auch wird der Frage nachgegangen, wer ihm bei diesem Unterfangen womöglich half.

In der dynamischen allgemein-wirtschaftlichen, v. a. industriellen Expansion des neuen Kaiserreichs (1871 - 1918), dem das Gewinnstreben über alles ging, wie auch angesichts der Entwicklungen der Publizistik in diesen „Gründerjahren“ mit zahlreichen Verlagsneugründungen und einem sich schnell entwickelnden Zeitungsmarkt, wuchs die Gefahr, dass neben der industriellen Arbeiterschaft auch die „Kopfarbeiter“ unter die Räder gerieten. „Die, die mit Literatur (...) handeln, werden reich; die, die sie machen, hungern entweder oder schlagen sich durch“, lautete das Resümee Theodor Fontanes in den 80er Jahren⁵, und dabei war er noch gut dran, verdiente er doch im Schwerpunkt sein gutes Geld nicht mit seiner Lyrik, sondern mit populärer Prosa („Frau Jenny Treibel“, „Effie Briest“, „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, „Der Stechlin“...) Bei manchen Verlegern hatte sich tatsächlich eine Tendenz ausgebreitet, literarische Arbeiten, die irgendwo schon einmal veröffentlicht waren, ohne Honorar im Rahmen von Sammelbänden oder Anthologien in das eigene Verlagsprodukt zu übernehmen, eine Strauchdieberei, denen das damalige Urheberrecht von 1870 kaum Grenzen setzte (§19):

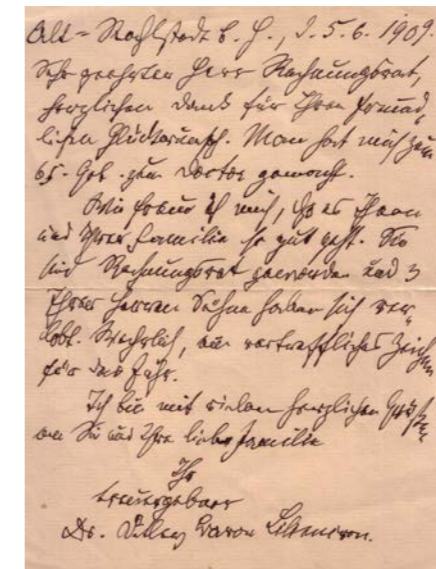
Als Nachdruck ist nicht anzusehen: a) ...die Aufnahme bereits veröffentlichter Schriften von geringem Umfang ... in Sammlungen, welche aus Werken mehrerer Schriftsteller zum Kirchen- Schul- und Unterrichtsgebrauch oder zu einem eigenthümlichen litterarischen Zwecke veranstaltet werden.⁶

Anthologien waren dann für Verlage eben „eigenthümlich“! Auf diese Weise ließen sich die Produktionskosten auf Druck, Bindung und Distribution minimieren. Die Folge: Eine Flut von Dichteranthologien überschwemmte den Markt. Insofern waren die Klagen Liliencrons über die Rechtlosigkeit der Autoren und darüber, dass ihm seine gesamte Schriftstellerei fast nichts einbringe, durchaus berechtigt. Während sich die meisten Buchverlage und die Buchhändler zu kartellähnlichen Vereinigungen (z.B. dem seit 1825 bestehenden „Börsenverein“) zusammengeschlossen hatten, begriffen die Schriftsteller sich nämlich immer noch als Einzelkämpfer: „Tintensklaven“ zwar, aber immer noch etwas Besonderes. Ein politischer oder gesellschaftlicher Kampf gegen diese Manchesterverhältnisse auf dem Buchmarkt hätte dem Selbstverständnis dieser Berufsgruppe widersprochen. Liliencrons Klagemauer wurde stattdessen der Brief: an Freunde, Schriftstellerkollegen, Gönner, Gläubiger oder mögliche finanzielle Unterstützer.

Briefe als seelisches und pekuniäres Über-Lebensmittel

40.000 Briefe waren es wohl, die Liliencron nach verlässlichen Recherchen verschickt hat. Auch andere Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts haben ein Briefwerk in deutlich fünfstelliger Größenordnung hinterlassen. Richard Dehmel, Liliencrons Freund und Herausgeber einer zweibändigen Liliencron-Briefauswahl (erschien schon 1910, ein Jahr nach Liliencrons Tod), war zum Beispiel überwältigt von dem Echo auf seinen reichsweiten Aufruf in Zeitungen, man möge ihm leihweise Briefe Liliencrons für diese Edition zuschicken: allein 18.000 Briefe und Karten seien ihm damals zugeschickt worden; 3.000 habe er zudem selbst besessen, schreibt er.⁷ In der Zeit von 1910 bis heute sind denn auch 10 Briefausgaben Liliencrons erschienen.⁸ Briefe waren für Liliencron ein

Über-Lebensmittel, ganz besonders in den Jahren seiner Vereinsamung in der Provinz, als Staatsangestellter auf Pellworm und in Kellinghusen. Bis heute tauchen immer wieder einzelne, unbekannte oder lange verschollene Briefe, auch ganze Brief-Konvolute auf. So erhielt im Jahre 2011 Werner Jansen, Leiter der Geschichtswerkstatt des Rahlstedter Kulturvereins, eine Anfrage aus Finnland. Eine dorthin ausgewanderte deutsche Familie wollte wissen, ob der Verein Interesse habe an 20 Briefen, die Liliencron an deren Urgroßvater Fritz Schultz, hoher Justizbeamter in Stettin, in den Jahren 1878 bis zum Juni 1909 geschrieben habe (die beiden kannten sich als Regimentskameraden aus ihrer aktiven Militärzeit). Natürlich bestand Interesse. Die Briefe kamen, und Herr Jansen überließ sie mir leihweise zur Transkription. In meinem damaligen Seminarkurs Kulturreise des Abiturjahrgangs (ein Kurs zur Einübung wissenschaftlicher Methoden) transkribierten wir diese dann, obwohl niemand im Kurs zunächst in der Lage war, diese Briefe überhaupt zu entziffern, denn Liliencron hatte sie, wie damals üblich, in der historischen Deutschen Kurrentschrift⁹ verfasst. Schließlich wurde alles in einer kleinen Broschüre mit dem Titel „20 unbekannte Briefe an einen Bekannten“ veröffentlicht. Auch wenn sich während der Arbeit herausstellte, dass die Briefe überwiegend unspektakulären Inhalts waren, ging es doch hauptsächlich um regelmäßig wiederkehrende Geburtstagsgrüße und Erinnerungen an gemeinsamen, lange zurückliegende Militärerlebnisse, so haben die Schülerinnen und Schüler damit doch eine beachtliche editorische Leistung erbracht: Ein Stück Forschungsarbeit als Wissenschaftspropädeutik mit Realbegegnung.



Der letzte Brief Liliencrons an seinen ehemaligen Kameraden, 5.6.1909, wenige Wochen vor seinem Tod. Aus unserer damaligen Edition

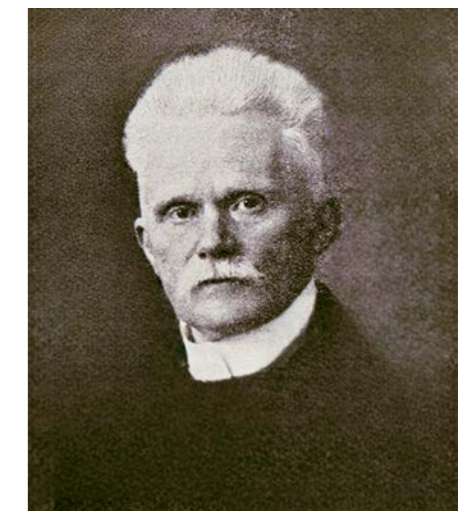


Titelblatt der Edition von 20 Liliencron-Briefen an seinen ehemaligen Regimentskameraden (2012)

40 wiederentdeckte Briefe an den Redakteur Hans Ferdinand Gerhard

Es ist ein glücklicher Zufall, dass gerade jetzt, in diesem Liliencron-Jubiläumsjahr, ein Konvolut von etwa 40 Briefen wiederaufgefunden werden konnte, die Liliencron zwischen 1895 und 1905 an seinen ersten Biografen, den Redakteur des „Hamburgischen Correspondenten“ und späteren Lauenburgischen Landesarchivar Dr. H.F. Gerhard gerichtet hatte. Von diesem Fund profitiert auch dieser Beitrag.¹⁰ Einer dieser Briefe hatte 1910 sogar in die von Richard Dehmel herausgegebene zweibändige Briefausgabe Eingang gefunden. Liliencron beklagte sich darin auf vielen Seiten darüber, dass er finanziell vollständig am Ende sei, alle ihm angeblich helfen wollten, aber niemand ihm wirklich beistehe. Ein völlig Verzweifelter schüttete seinem Redakteur und Gönner das Herz aus:

(...) Eine mäßige Ballerina (...) bekommt abendlich 1500 M.[ark] Ein berühmter Tenor bekommt abendlich 1500 M. Ein reicher Gigerl schenkt einer Schönen ein Halsband von 60.000 M. Lebemänner verfressen und versaufen an einem Abend oft 2000 M. (...) und der deutsche Tichter Liliencron kämpft 33,333 Jahre, um seine paar Lumpenschulden bezahlen zu können. Weshalb bin ich nicht längst schon verrückt geworden? (...)¹¹



Hans Ferdinand Gerhard 1868-1930

Dehmels Antwortschreiben auf Gerhards Einsendung fand ich in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek Hamburg; er wirkt darin etwas enerviert, mit diesen Briefen nun schon wieder hauptsächlich Liliencrons Klagen über seine notorische Geldnot lesen zu müssen.

Sehr geehrter Herr Doctor!

Aus Liliencrons Briefen an Sie kann ich nur den vom 17. Dezember 1898 (mit einigen Auslassungen) für meine Sammlung benutzen und habe ihn abschreiben lassen. In den übrigen steht nichts, was nicht schon in anderen Correspondenzen enthalten ist; L. hat sich sehr oft in seinen Briefen wiederholt! Mit bestem Dank sende ich Ihnen die Originale zurück und werde den Verlag Schuster & Loeffler anweisen, Ihnen bei Erscheinen der Briefsammlung (im Herbst d. J.) ein Belegexemplar zu übersenden.¹²

Gerhard hatte Dehmel ein ganzes Konvolut zugeschickt; was also enthielten die anderen 39 Briefe? Mit der Sichtung aller Briefe, die Liliencron damals an Gerhard geschickt hatte, bot sich mir nun die Gelegenheit, Dehmels o. a. Urteil noch einmal zu überprüfen. Und ich stieß dabei dann doch auch auf einen Aspekt, der relativ neu war: Liliencrons Engagement in einer Schriftstellervereinigung zur Durchsetzung von Honorarforderungen.

Nachfolgend einige Beispiele aus Liliencrons Briefen an Gerhard. Zur Einordnung der Briefausschnitte muss gesagt werden, dass Gerhards darin erwähnte reichsweite Sammelaktion zugunsten Liliencrons nicht die erste und auch nicht die letzte war. Gerhard gründete mit anderen gar einen „Liliencron-Verein“, der die Schulden des Autors nochmals zusammenstellen und diese durch Spenden und Mitgliedsbeiträge langsam abtragen sollte.¹³ Dieses Ziel war allerdings auch schon 1897 nicht erreicht worden, als Max Liebermann, Theodor Fontane, Gerhart Hauptmann und zahlreiche andere Autoren, Künstler und Prominente sich zu einer großen, in 700 Zeitungen veröffentlichten Spendenaktion zusammgefunden hatten. Zwar waren damals mehrere Tausend Mark zusammengekommen, aber bei weitem nicht die Zehntausende, die man sich erhofft hatte, um Liliencrons Schulden endgültig zu tilgen. Alle Aktionen konnten mit dem äußerst dynamisch wachsenden Schuldenberg aus Zins und Zinseszins (Schulden, die zum Teil noch aus den 70er Jahren stammten) einfach nicht mithalten. Dies galt nun erst recht für die im Folgenden angesprochene Sammlung Gerhards, die nur den bescheidenen Betrag von insgesamt 800 (statt der erhofften 10.000) Mark erbrachte.

In einem Brief vom 7.12.1898 geht es u.a. um die Verteilung dieser spärlich eingegangenen Spenden an wichtige Gläubiger, z.B. Liliencrons Zimmerwirtin in der Palmaille 5, Frl. Rehberg: Er schreibt:

Keine Bitte um Geld. Lieber, sehr lieber Herr Doctor, um vor Frl. Rehburg, meiner Wirtin, klar und unabhängig zu stehn, wäres mir von größtem Werth, wenn zuerst (80 M.) bezahlt werden könnte. Ihr unglücklicher, doch sehr unglückseliger Pickelhalm(!) L.

Liliencron ahnte, dass er, falls er ausstehende Mietschulden nicht bald bezahlte, seine kleine Wohnung an der Palmaille 5 aufs Spiel setzte. Aber nach jahrelangem Kampf mit Gläubigern, nach Verhandlungen mit Gönnern und vielen Frustrationen war ihm wohl auch der Kompass abhandengekommen. Das Ausmaß seines Realitätsverlusts angesichts seiner desaströsen finanziellen Lage wird aus einem Folge-Brief an Gerhard vom 19.12.1898 deutlich. Offenbar hatte Gerhard zu diesem Zeitpunkt die o. a. 80 M. mangels Masse noch immer nicht an Frl. Rehburg auszahlen können, und die Gefahr des Wohnungsverlustes nahm für Liliencron stetig zu. So schrieb er nun:

Lieber, theuerster Dr. Gerhard, eben bekam ich 80 M. zu einem ganz, ganz [rot unterstrichen. VW] anderen Zweck. Aber (etwas theatralisch klingts:) mit blutendem Herzen ging ich zu Frl. Rehburg, u. gab sie ihr. Mehr kann ich nicht thun. Diese 80 M. verliere ich gewissermaßen. Vielleicht, indem Sie den Namen von Frl. Rehburg [aus der Gläubigerliste. VW] streichen, setzen Sie mich noch zu aller-allerletzt auf die Liste: So daß ich nach Jahren vielleicht noch die Überraschung mit den 80 M. hätte.

In den Wehen des Schicksals Ihr dankerfüllter L.

Der Schuldner Liliencron wollte sich hier also zum Gläubiger seiner eigenen Schulden machen.

Bitternis, aber auch eine gehörige Prise Selbstmitleid wird aus folgender Passage eines Briefes an Gerhard vom 23.3.1899 deutlich:

*Altona (Elbe), den 23.3.99. Ebenso lieber wie gütiger, wie hochverehrter Herr Doctor Gerhard, ich vermuthe, dass Sie morgen Ihre Pfingstferien¹⁴ antreten. (...) Sie Glücklicher, wieder ins Fest reisen zu können. Nach harter anstrengender Arbeit. Für mich haben diese wenigen teutschen¹⁵ Festtage den Vortheil, daß ich mal „ungezittert“ zu Hause sitzen kann: Gläubiger und Gerichtsvollzieher belästigen mich dann nicht. - Mein Gott, wann kommt für mich die Zeit, daß ich mitten auf einsamster Heide in einer Höhle sitze, mit der Überschrift: „Hier wohnt Herr Meier. Eintritt verboten.“
Ihr Ihnen so von Herzen dankbarergebener Liliencron.*

Gerhard war ein wichtiger publizistischer Förderer Liliencrons, indem er immer wieder Gedichte Liliencrons im „Hamburgischen Correspondenten“ veröffentlichte und natürlich auch honorierte. Für sein finanzielles Überleben aber war natürlich Liliencrons Verlag noch bedeutend wichtiger. Mit dem jungen Wilhelm Friedrich hatte Liliencron jedoch einen Verleger, dessen unerfahrenes buchhändlerisches Management für ihn wenig hilfreich war. Seine Bücher verkauften sich schlecht. Auch Friedrichs gut gemeinte Strategie, Liliencron bewusst kurz zu halten, um ihn vor dessen gedankenloser Ausgabenpolitik zu bewahren, indem er auf direktem (und diskretem) Wege einige Schulden Liliencrons bei „Wirtinnen, Liebschaften, Kellnern, Lieferanten“¹⁶ beglich, war nicht geeignet, die Misere des Autors zum Besseren zu verändern.



Der Verleger Wilhelm Friedrich (links) im Gespräch mit Liliencron

Schließlich kam Friedrich auf die Idee, Liliencron zu einem Wechsel des Genres zu überreden:

Verehrtester, Sie sind nicht böse, aber Novellen sind in Buchausgabe fast so unverkäuflich wie Gedichte. Buchhändlerisch ist ein s c h l e c h t e r Roman besser als der schönste Band s c h ö n s t e r Novellen. (...) Das i d e a l e Schaffen ist ja etwas sehr schönes für den, der vom Kouponabschneiden nebenbei lebt; aber wer auch an den R e a l i s m u s des Lebens denken muß, der muß seinen

*Idealismus wenigstens in die Form kleiden, die dem gebildeten Pöbel die angenehmste ist, und die ist die Romanform. Versuchen sie es mal! Es wird schon gelingen! Für heute in Eile
Ihr getreuer Wilhelm Friedrich¹⁷*

Den von ihnen zu erhoffenden Roman zahle ich unbesehen mit vorläufig 400 Mark. (...) Schlagen Sie ein! Verehrtester, im Roman steckt für Sie die Zukunft - lassen Sie um Gottes Willen den Novellen-Kram beiseite, da ist materiell absolut nichts zu holen. Für heute herzlichste Grüße von ihrem getreuen Wilhelm Friedrich¹⁸

Epische Langformen (wie beispielsweise 1901 „Buddenbrooks“ von Liliencrons Bewunderer Thomas Mann) waren nun Liliencrons Sache gar nicht. Er war der Herr der zugespitzten Pointe, des meisterhaft geschilderten impressionistischen Augenblicks, der lyrischen Skizze. Den Rest möge gefälligst der Leser erledigen: Lesen ist schließlich gelenktes Schaffen.¹⁹ Liliencron fehlte der lange erzählerische Atem. Auch seine Versuche, weit ausholende Geschichts-Dramen zu schreiben, mussten deshalb scheitern: das Publikum blieb schon am Tag nach einer Premiere in München weg. Einzig so etwas wie die epische Collage, deren Miterfinder er in Deutschland war (er war darin Vorbild für Rilke wie für Mann), war ihm möglich.

Als Friedrich daher von Liliencron nichts Adäquates geliefert bekam und zudem selbst in eine wirtschaftliche Schieflage geriet, „verkaufte“ er Liliencron kurzerhand an einen anderen Verlag (Schuster & Loeffler Berlin), eine Entscheidung allerdings, die sich auf lange Sicht für Liliencron als durchaus vorteilhaft herausstellen sollte.

Auf der Suche nach dem verlorenen Geld: Briefe an die „Schillerstiftung“

Seit ihrer Gründung 1859 betrachtet die bis heute existierende Schillerstiftung, ansässig in Weimar und immer wieder finanziell erneuert durch Stiftergaben, Testamente und andere Einkünfte, als ihre „vornehmste Aufgabe (...) die Förderung deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die durch ihre künstlerische Leistung hervorgetreten sind.“²⁰ Durch Ehrenpreise und Unterstützungsleistungen sollen Schriftsteller in ihrer Entwicklung gefördert werden oder Unterstützung erhalten, wenn sie sich, was bei Liliencron besonders augenfällig war, trotz beeindruckender Leistungen in einer besonderen wirtschaftlichen Notlage befinden. In dieser schlechten Zeit für Lyrik,²¹ in der ein „freier Schriftsteller“ ohne irgendwelche finanzielle Rückendeckung eben doch nicht „frei“ war, hätte diese unabhängige Stiftung vielleicht Abhilfe schaffen können: Liliencron gehörte tatsächlich über etliche Jahre zu den Nutznießern dieser Stiftung - wegen seiner fraglos vorhandenen und anerkannten künstlerischen Leistungen, und war gleichzeitig einer der umstrittensten. Bei den Beratungen im Vorstand der Schillerstiftung ging es immer wieder um die berechnete, manchmal aber auch moralinsaure Frage, ob man bei seiner Person nicht permanent gutes Geld dem schlechten (also nicht nachhaltigen, sondern sinnlos von ihm verpulverten) Geld hinterherwarf. Die sage und schreibe 105 Blätter umfassende „Akte Liliencron“ bei der Deutschen Schillerstiftung²² ist voll von Begeisterung der Vorstandsmitglieder über seine schriftstellerischen Innovationen wie auch von zunehmender Ernüchterung und Verstimmung, wenn er nach nur einem Jahr schon wieder um Unterstützung nachsuchte. Mit 300 bis 400 Mark pro Jahr (das entspricht nach heutiger Kaufkraft ungefähr 3.200 Euro²³) hielt man ihn aber auch recht knapp; eine solche Summe war eher geeignet, das alltägliche Leiden zu verlängern, als in irgendeiner Weise die Dinge an der Schulden-Wurzel zu packen.

Hermann Heiberg (1840-1910), erfolgreicher Journalist und Verfasser von damals vielgelesenen Unterhaltungsromanen, gehörte 1885 zu den ersten Auto-

ren, die die Not Liliencrons zum Anlass nahmen, bei der Schillerstiftung Anträge für eine einmalige oder besser noch mehrmalige finanzielle Unterstützung Liliencrons zu stellen. Er war damit über die Jahre beim Vorstand der Schillerstiftung unterschiedlich erfolgreich. So unterstützte diese Stiftung Liliencron in den Jahren 1886-1890 jeweils jährlich mit 400 Mark.²⁴

Am 4. März 1890, er befand sich seit Monaten in München und traf sich dort mit der gesamten Münchner Literaten- und Künstlerszene, stellte Liliencron erstmals selbst einen Antrag an die Schillerstiftung auf eine nochmalige Unterstützung. Es sollte, so versicherte er, seine letzte sein:

Die verehrliche Schillerstiftung bitte ich ergebenst, noch für dieses Jahr (hoffentlich zum letzten Mal) eine geneigte Zuwendung von 400 Mark mir zukommen lassen zu wollen.

Von 11 Büchern, die ich bisher geschrieben, habe ich für 8 kein Honorar erhalten. Für mein letztes vor kurzem erschienen Buch, der Mäcen, hatte ich etwas über 750 Mark zu fordern (der Druckbogen à 25 M.). Aber bei der Ausgabe des Buches verweigerte mir mein Verleger [irka] 500 M., die er auf meine Conti verrechnen zu müssen glaubte. ... Dadurch geriet ich in schwere Bedrängnis. Sollte mir die erbetene Zuwendung werden, so spreche ich die ergebenste wie dringendste Bitte aus, mir diese so schnell wie angänglich zukommen lassen zu wollen.

In einem zweiten Schreiben wurde Liliencron emotionaler und drängender:

Ich habe als Schriftsteller im Ganzen wohl mehr gelitten als Hebbel, Lindner, Kleist und Platen zusammen genommen. Hier begegnet mir stets Friedrich Hebbel, der s. Z. in München 137 Tage nicht zu Mittag essen konnte, 137 aufeinander folgende Tage.

Nicht zuletzt dieser Brief veranlasste den Vorstand, die erneute Gabe als nun wirklich letztmalige zu kennzeichnen.²⁵ Das konnte Liliencron aber nicht daran hindern, sich in einem Schreiben vom 13.3.1891²⁶ erneut an die Schillerstiftung zu wenden:

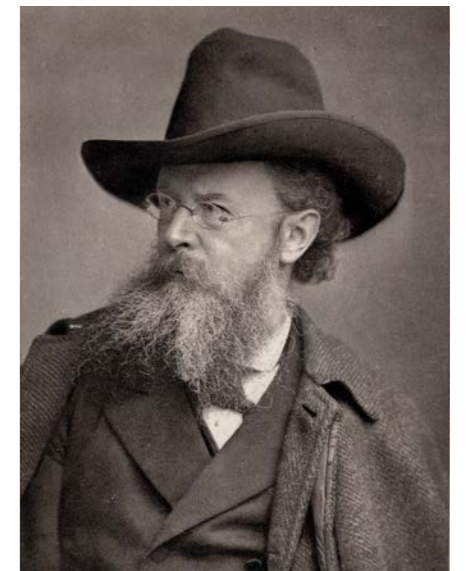
Ich komme noch einmal und zum letzten Mal hoffentlich, mit der Bitte um 400 M. aus der „Schillerstiftung“. (...) Ich habe tatsächlich Alles in Allem in den 10 Jahren, in denen ich als Literat lebe, noch keine 2.000 Mark (viel weniger) mir durch meine Schriftstellerei erworben. (...) Hilft mir nun mit 400 M. die Schillerstiftung noch einmal durch - es muß dann mit mir gehen! - Auch möcht' ich der Erstaufführung eines Trauerspiels von mir in München, wahrscheinlich im April, so sehr, sehr, sehr gerne beiwohnen. Ich hätte dazu kein Geld.

Jetzt aber biss er auf Granit. Insbesondere auf Betreiben seines Schriftstellerkollegen Felix Dahn („Ein Kampf um Rom“) lehnte der Vorstand diesen Antrag ab. Dahn, Mitglied des Verwaltungsrats der Schillerstiftung, hatte den anderen Mitgliedern folgende „Expertise“ zukommen lassen:

Für Ablehnung: mir [ist] Ausdehnung und Grund einer fortwährenden Nothlage nicht klar bei einem Schriftsteller, der über so vieler Blätter Lob verfügt: warum loben sie ihn so oft und stark und bezahlen ihn so selten und schwach? Die zweifellos schöne Begabung scheint arg verwildert, und es fehlt derart an Wirthschaftlichkeit, dass unsere Mittel nicht ausreichen, dauernd Hilfe zu schaffen.²⁷

Unverdrossen dürfte Liliencron auch 1892 wieder einen Antrag gestellt haben. In einem Brief an die westfälische Schriftstellerin und Sängerin Hedwig Kiese-kamp schrieb er jedenfalls vorausahnend:

Von Herrn Dr. Julius Grosse, dem Secretair der Schiller-Stiftung, hatte ich merkwürdiger Weise noch keine Nachricht. Ich fürchte, ich fürchte, die Herren in Wei-



Felix Dahn
1889

mar sind sehr böse auf mich als „abscheulichen Naturalisten“. Keiner selbstverständlich hat nur ein Wort von mir gelesen, wie es deutsche Art ist. Ja, wie ich das eigentlich trage? Ich weiß es nicht.²⁸

Und tatsächlich lehnte die Schillerstiftung ab. In einem Brief vom 24.2.1892 an seinen Gönner und Rechtsberater, den Rechtsanwalt Timm Kröger, schrieb er:

Eben erhalte ich von der Schillerstiftung folgendes Schreiben: Wir bedauern Ihnen mitteilen zu müssen, dass der Verwaltungsrat der Deutschen Schillerstiftung nach reiflicher Erwägung der Verhältnisse sich nicht in der Lage sieht, ihrem Gesuch vom 20. Januar Gewährung zu Teil werden zu lassen. Schon die vorherige Ablehnung musste betonen, dass die Verwilligung im Jahre 1890 ausdrücklich als Letztmalige bezeichnet war.

Die deutliche Abfuhr ließ Liliencron zunächst gegenüber der Schillerstiftung verstummen. Aber schon am 13. April 1893 wandte er sich wiederum an den Verwaltungsrat und kritisierte dabei implizit die Praxis der Schillerstiftung, selbst nach dem Ableben von geförderten Schriftstellern noch deren Witwen eine Zeitlang die Unterstützung zu gewähren. Für die lebenden Autoren bleibe dadurch ja immer weniger:

Dem Verwaltungsrath erlaube ich mir, die Bitte um eine Bewilligung aus der Schillerstiftung von 400 Mark zu unterbreiten. (...) Was mich dieses Jahr noch einmal den Versuch machen läßt, ist das: Ich bin der Meinung, daß die Schillerstiftung, nachdem sie zuerst den Wittwen und Waisen und verarmten Enkeln und Urenkeln Unterstützung gewährt hat, ihre Hilfe kämpfenden, ringenden Dichtern zukommen lassen möchte.²⁹

Der vorwurfsvolle, sarkastische Ton („Enkel und Urenkel“) war schon ziemlich starker Tobak. Immerhin war er Bittsteller. Aber es wirkte! Liliencron erhielt nun doch wieder 400 Mark. Dasselbe erfolgte auch auf eine Bitte von 1899. Liliencron argumentierte diesmal damit, nicht ohne eine gewisse Chuzpe, dass die o. a. reichsweite Spendensammlung zu seinen Gunsten, die 1897 von Fontane, Liebermann, Gerhart Hauptmann und anderen in Gang gesetzt worden war, weniger als erhofft erbracht habe:

Vor zwei Jahren wurde für mich eine sogenannte „Sammlung“ (für mich persönlich so schrecklich) in Deutschland veranstaltet. Sie war in gütigster Weise von den „ersten Größen“ unterschrieben. Aber es kam nur die Hälfte dessen ein, dessen ich benöthigt war, so daß die übrigen Gläubiger, wie das klar sein dürfte, um so wüthender über mich herfielen. Trotz meiner eignen Kräfte und der meiner Freunde, ist noch nicht Alles „getilgt“. Die 400 M. würden mir deshalb von größtem Werth sein. (...) ³⁰

Schließlich erhielt Liliencron dann doch noch eine auf mehrere Jahre veranschlagte jährliche Zahlung von 400 Mark, die bis zu seinem Tod andauerte. Sogar seine Witwe profitierte später noch von Fall zu Fall von Zahlungen der Schiller-Stiftung, zuletzt 1942-1944.³¹

Aus Liliencron „Poggfred“, 6. Cantus:

*Ein deutscher Dichter, Lyriker zumal,
Ich glaube, lieber wär ich Eckensteher,
Gefangner König, Buschmann in Transvaal,
Ein Sklave lieber, lieber Tütendreher,
Glutschürer, Stiefelknecht im Höllental,
Und lieber Vogelscheuche, Galgenweher,
Als Lyrax, Lyrifax, Lyriculus,
Des Vaterlands verachteter Verdruß.*



Carl Spitzweg: Der arme Poet (1839).
Neue Pinakothek München

Ein Befreiungsschlag? Das „Kartell lyrischer Autoren“

Liliencron verabscheute das ständig neue Aushandeln von Honoraren gegenüber Verlagen. In einem Anfall von Selbstüberschätzung hatte er schon 1891 an seinen alten Freund und Gönner Timm Kröger geschrieben: *Ich fange jetzt an, mich selbst zu ernähren. 50 Pf. pro Gedicht-Zeile fordere ich jetzt immer.³²* Zur Einordnung einer solchen angestrebten Honorierung: Die magische Zahl von 50 Pfennig für eine Gedichtzeile hätte z. B. für das o. a. Gedicht *Dichterlos in Kamtschatka* ein Honorar von 16 Mark erbracht. Das entsprach in etwa einem durchschnittlichen Wochenlohn eines Arbeiters. Ein Kilo Roggenmehl kostete etwa 34 Pfennig, 1kg Kartoffeln 5 Pfennige, 1 kg Schweinefleisch 1 Mark und 26 Pfennige, 1 Liter Bier 23 Pfennige, 1 Liter Wein 70 Pfennige.³³ Für ein bescheidenes Leben hätten Honorare dieser Art womöglich gereicht - nicht aber vor dem Hintergrund von vielen tausend Mark Schulden. Liliencrons *Poggfred* hätte bei diesem „Tarif“ in seiner Endfassung allerdings rechnerisch fast 5.000 Mark erbracht. Dies hätte ungefähr einem Zweijahresgehalt eines Angestellten im Öffentlichen Dienst entsprochen und war undenkbar. Tatsächlich erzielte Liliencron bei seinem ersten Verleger Wilhelm Friedrich pro Buch nur zwischen 400 und 600 Mark.

Dieser Traum eines Einzelkämpfers, 50 Pfennig pro Zeile zu erhalten, war zunächst illusorisch. Autoren, insbesondere Lyriker, hatten *allein* nur eine geringe Marktmacht. Hier hätte es einer solidarischen Aktion vieler Lyriker bedurft. Aber diese war 1891 noch nicht in Sicht, zumal doch etliche andere Schriftsteller auch mit ihren Gedichten sehr gut leben konnten. Man denke an den „Marktführer“ dieses Genres, den Lübecker Emanuel Geibel („Der Mai ist gekommen“), der sogar noch über seinen Tod (1884) hinaus in der populären Familien- und Unterhaltungszeitschrift „Die Gartenlaube“ eine in die Millionen gehende Leserschaft fand. „Gartenlaubenkram“ nannte Liliencron diese Lyrik abfällig.

Die Wunschvorstellung von Liliencron aus dem Jahre 1891 nahm tatsächlich etwas vorweg, was später Realität werden sollte. In einem der mir überlassenen Briefe Liliencrons aus dem Jahre 1904 fand sich ein kleiner Hinweis auf die gemeinsame Strategie von 6 Schriftstellern, darunter auch Liliencron, mit der sie ihre prekäre Situation auf einen Schlag beenden wollten: ein Kartell von Lyrikern. So sandte Liliencron am 15.5.1904 an den Redakteur Hans Ferdinand Gerhard ein neues Gedicht zur Veröffentlichung im *Hamburgischen Correspondenten*: *Nun den „Purpurroten Rockzipfel“.* Allerdings sinds 121 Zeilen, geteilt durch 2 = 60M.50 Pf., die ich ja -50 Pf. pro Zeile - ehrenwörtlich verlangen muß als Cartellmitglied, ich unglücksäääliger Commis voyageur en lyrique. (...)

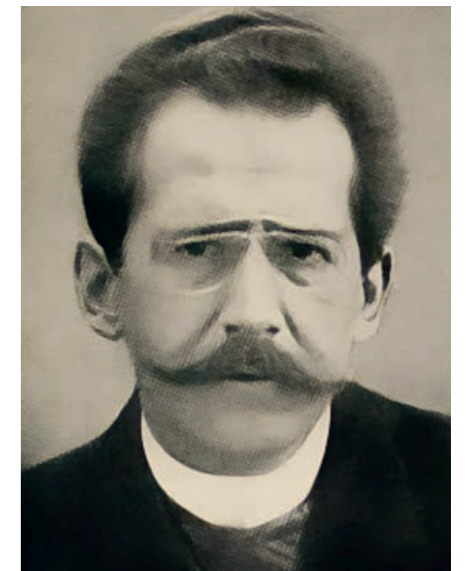
Von welchem „Ehrenwort“ ist hier die Rede? Und weshalb hatte Liliencron hier ein so schlechtes Gewissen bei der rechnerisch korrekten Abrechnung eines Zeilenpreises?

Tatsächlich hatte sich auf dem Feld der Autorenhonorierung inzwischen einiges getan. 1901 hatte der Reichstag durch ein neues Urheberrecht die Stellung von Autoren deutlich gestärkt: *Bei einer Sammlung zu einem eigenthümlichen literarischen Zwecke bedarf es, solange der Urheber lebt, seiner persönlichen Einwilligung.³⁴*

Das war gegenüber der alten Regelung von 1870 schon ein erheblicher Fortschritt. Immerhin verfügte der einzelne Autor nun über das Druckmittel einer Verweigerung. Wenn nun noch das Mittel der Solidarität hinzukam, war viel gewonnen. Und tatsächlich wandte sich der Schriftsteller Arno Holz (einer der prominentesten Vertreter des Naturalismus) im Lichte des neuen Urheberrechts mit einem Schreiben an Richard Dehmel, Detlev von Liliencron, Otto Julius Bierbaum, Carl Busse und Gustav Falke mit der Anregung, man möge sich zu einem Kartell, also einem Zusammenschluss zur Durchsetzung ökonomischer Ziele, verbünden:

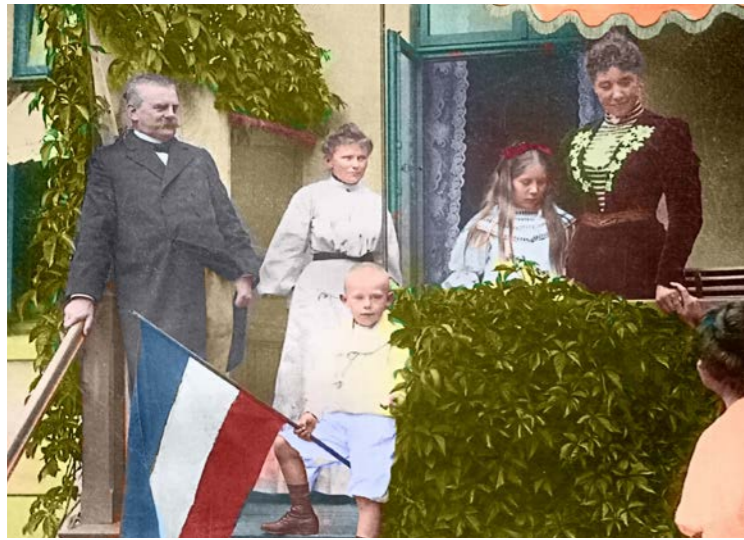


Detlev von Liliencron
und Gustav Falke



Arno Holz

Da das neue Gesetz uns endlich die Möglichkeit giebt, uns gegen (...) Ausbeutungen zu wehren, versuche ich es, die nachstehenden 5 Autoren zu einem Zusammenschluss zu bewegen, indem ich überzeugt bin, daß sich diesem Vorgehen dann auch die Mehrzahl der übrigen hier in Betracht Kommenden anschließen würde.



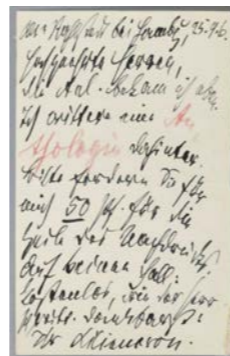
Spätes häusliches Glück:
Familie Liliencron samt Kindermädchen
(davor: Sohn Wulff mit
Schleswig-Holstein-Fahne),
1905 im Garten des Hauses Rahlstedter
Bahnhofstraße 11, nachcoloriert

Alle stimmten zu, auch der Einzelkämpfer Liliencron, und Holz und Dehmel entwarfen die Grundzüge dieses „Kartells“. Darin wurden feststehende Regelungen für Lizenzvergaben und Zeilenhonorare festgelegt, die man gemeinsam gegenüber den Verlagen durchsetzen wollte. Neben der obligatorischen Zusendung von Freixemplaren sollten zumindest 50 Pfennig pro Zeile gezahlt werden (Liliencrons alter Traum). Veränderungen nach oben waren Sache des Autors, Minderungen des Zeilenpreises bedurften allerdings der Zustimmung der Autorenvereinigung, die sich fortan „Kartell lyrischer Autoren“ nannte. Dem „Kartell“ schlossen sich rasch zahlreiche andere Autoren an. Die 6 Gründungsmitglieder nannten sich fortan „Comitee“, eine Art Direktorium. Es hatte in grundsätzlichen Fragen eine Leitungsfunktion. Holz und Dehmel waren für das operative Geschäft gegenüber den Verlagen zuständig.

Dieses Kartell hatte tatsächlich Erfolg. Die finanzielle Situation Liliencrons, der inzwischen nach Altrahlstedt gezogen war, verbesserte sich langsam;³⁵ der Kaiser zahlte ihm zudem nun auf öffentlichen Druck eine jährliche Ehren-Pension. Entscheidend aber war doch, dass es Liliencron im Verein mit anderen Schriftstellern gelungen war, auf politischer Ebene eine konsequente Umsetzung des neuen deutschen Urheberrechts durchzusetzen, die die Willkür von Verlagen bei der Honorierung schriftstellerischer Leistungen zu beenden schien.³⁶ Die Klagen über permanente Geldnot endeten allerdings keineswegs. Sein in der Überschrift zitierter Ausruf („Schiet Schiet Schiet...“) stammt aus einem Brief an seinen Verleger Schuster aus dem Jahre 1903.³⁷ Er sah sich weiterhin unterbezahlt.

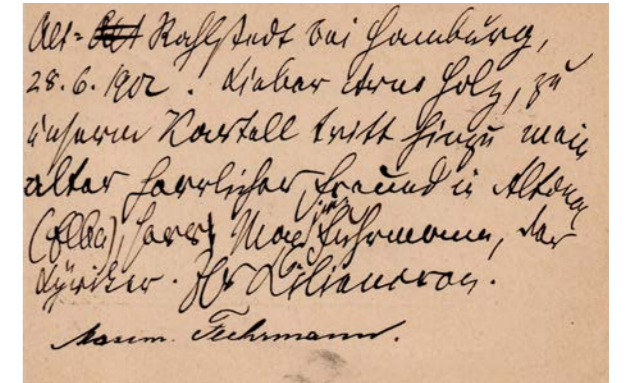
Fortan jedenfalls beobachtete Liliencron den Buch- und Zeitschriftenmarkt mit Argusaugen, ob man irgendwo wieder unberechtigt seine Texte veröffentlichen wollte. In der Handschriftensammlung der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg fand ich ein Schreiben Liliencrons³⁸ aus dem Jahr 1906. Es ist an das „Kartell lyrischer Autoren“, z. Hd. Richard Dehmel, gerichtet. Offenbar hatte Liliencron wieder einmal die klassische Bitte eines Verlages erhalten, Liliencron möge ihm doch einen seiner Texte kostenlos zur Veröffentlichung überlassen. Liliencron bestand aber auch hier und entsprechend den Verabredungen mit den anderen Mitgliedern des „Kartells“ darauf, dass ihm das übliche Zeilenhonorar von 50 Pfennig pro Zeile zu zahlen sei.

Alt=Rahlstedt bei Hambg, 25.9.[190]6
Sehr geehrte Herren,
die Anl.[age] bekam ich eben.
Ich witter eine Anthologie dahinter.
Bitte fordern Sie für mich 50 Pf.[ennig] für die Zeile des Nachdrucks.
Auf keinen Fall:
kostenlos, wie der Herr schreibt. Dankbarst
Ihr Liliencron.³⁹



Und er warb auch eifrig um neue Mitglieder unter seinen Schriftstellerfreunden. Geradezu stolz berichtet er z. B. an Arno Holz, damals Mit-Vorsitzender des „Comités“, er habe den Hamburger Lyriker Maximilian Fuhrmann als neues Mitglied gewonnen. Offenbar nötigte er diesen dabei auch, dies auf derselben Karte durch eigenhändige Unterschrift zu bestätigen.

Lieber Arno Holz, zu unserem Kartell tritt hinzu mein alter herrlicher Freund in Altona (Elbe), Herr Maxim. Fuhrmann, der Lyriker. Ihr Liliencron. [darunter: Unterschrift von Fuhrmann]⁴⁰



Der Erfolg des „Kartells“ beruhte darauf, dass sich alle Mitglieder jederzeit an die gemeinsame Strategie hielten und keine Sonderwege gingen, ein Prinzip, das einzuhalten Liliencron gelegentlich doch schwerfiel. In dem oben schon zitierten Schreiben an den Redakteur Gerhard vom 15.5.1904 hatte er sich geradezu entschuldigt, dass er ihm ein Honorar für die Abdruckgenehmigung abzwängen müsse, weil das Kartell es nun mal vorschreibe. In einem anderen Fall aber überließ Liliencron einem Verlag die Nachdruckrechte, ohne ein Honorar zu verlangen. Man hatte ihm weisgemacht, es handele sich bei der Veröffentlichung um eine karitative, konfessionelle Druckschrift. Das rief nun aber sogar seinen Freund Dehmel auf den Plan, der von Liliencron kategorisch verlangt, sich an die vom Kartell vereinbarten Regeln zu halten (Brief vom 5.3.1903):

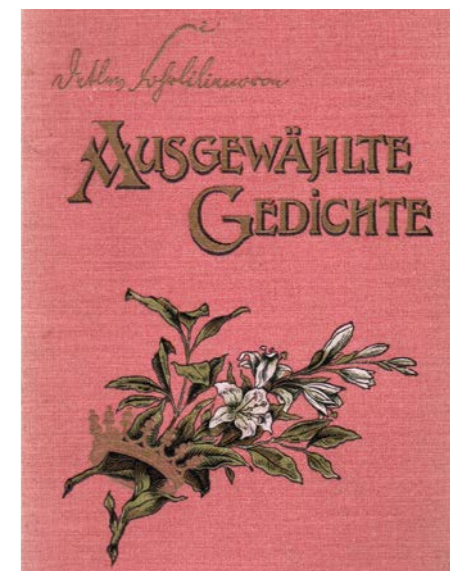
Lieber Detlev! Das ist aber wirklich nicht recht von dir, dass du jetzt immer noch gratis nachdrucken läßt. Wir haben doch ausdrücklich (...) festgesetzt, daß auch bei Wohltätigkeitszwecken nur durch Comitébeschuß das Honorar erlassen werden darf. [Dieses Ansinnen des Verlages sei doch nur ein] politisches Geschäftsmanöver, mit dem das Centrum [gemeint ist die katholische Reichstagspartei CENTRUM. VW] die gläubigen Schäflein schert! Sollen wir uns da etwa mitscheren lassen? Ich danke, Herr Hanke! (...) die Leute merken allmählich, daß sie nolens volens nicht mehr um uns herum kommen, und wir wären einfach Narren, wenn wir uns noch länger wie bloß Geduldete benehmen wollten.⁴¹

Liliencron war eben, entgegen seinem konsequent und analytisch operierenden Freund Dehmel, ein spontan und emotional handelnder Sonderling, der sich nicht in ein Korsett zwingen lassen wollte. Als Arno Holz ihm dann auch noch für diesen Bruch der Kartell-Vereinbarungen die in den Statuten festgelegte Strafzahlung von 75 Mark auferlegen wollte, reagierte er prompt:

L. R. [Lieber Richard. VW]
Herzlichen Dank für Deinen Brief. Anl.[iegend] der Brief von Arno Holz. Ich (...) habe sofort 75 M. an die Kartellkasse gesandt (...). Ich habe aber auch, zum 1. December, meinen Austritt aus dem Kartell erklärt. Ich bin es endlich satt geworden: Diese ewigen Scherereien, Schreibereien, Ärgernisse. Dies ewige Wutgeheul der Redacteurs. Und auch diese fortwährenden Schreiben der Staatsanwaltschaften und Citierungen vor den hiesigen Amtsverwalter. Und schließlich hats dem Faß den Boden ausgeschlagen, daß ich die 75 M. heute wieder an die „Kartellkasse“ verlieren muß. Endlich: eine schwere Last meiner ungeheuern Correspondenz fällt dann wenigstens weg.
Dir: Vielen, vielen Dank für Deine Güte!
Dein Detlev.⁴²

Dehmel konnte ihn dann doch überreden, diesen Spontan-Austritt rückgängig zu machen.

Nach zwei Jahren operativer Tätigkeit als Geschäftsführer des „Cartell-Comités“ wollten Dehmel und Holz, den Regeln entsprechend, unter den anderen Mitgliedern dieser 6köpfigen Führungsgruppe nach einem Nachfolger suchen.



Eine Ausgabe von Liliencrons Gedichten
aus dem Jahre 1908

Dabei geriet unversehens auch Liliencron als Kandidat in den Fokus. In dieser Situation sandte Holz jedoch einen Brandbrief an Dehmel: *Niemand wird sich um diesen Posten reißen. (...) Denke Dir den Schreckensfall, die Reihe käme an Liliencron!*⁴³ Alle schätzten Liliencron sehr; alle kannten ihn aber auch sehr gut. Und so kam es anders: Man nahm, ausnahmsweise, schnell noch ein siebtes Mitglied in die Führungsriege auf, das den Posten dann übernahm.

Die Auseinandersetzungen mit den Verlagen waren mit dem Kartell nicht vollständig beendet. Mit welcher Arroganz manche Verlage auch weiterhin auf Autoren zgingen, wenn diese für ihre Arbeit einfach nur eine angemessene Bezahlung verlangten, zeigt ein Briefwechsel zwischen Liliencron und dem Verlagsleiter des Verlages B. G. Teubner (Leipzig) aus dem Jahre 1905.⁴⁵ Der Verlag beabsichtigte, Liliencrons Prosastück *Die vergessene Hortensie* abzdrukken, wollte dafür aber das Honorar erlassen bekommen. Liliencron schrieb dem Verleger daraufhin:

Hochgeehrter Herr Teubner, auf Ihre gefl. Anfrage vom 2. d. M. antworte ich: Mein Schuhmacher brachte mir heute meine Stiefel. Für seine Arbeit bezahle ich ihn selbstverständlich. - Ich denke, das ist auch mit geistigem Eigentum so. Ich muss Sie deshalb bitten, mir - zum mindesten 30 Mk - den Nachdruck der vergessenen Hortensie zu bezahlen. Sonst erkläre ich mich mit dem Nachdruck nicht einverstanden.

Die Antwort spricht für die Herablassung mancher Verlage gegenüber ihren Schriftstellern, die sie offenbar immer noch gern als ihre „Tintensklaven“ betrachteten wollten:

*Sehr geehrter Herr! Aus Ihrem sehr gefälligen Schreiben vom 8. d. M. ersehe ich mit großem Erstaunen, daß Sie sich mit einem Schuster und Ihre Werke mit Stiefeln vergleichen. Bei diesem Standpunkt verstehe ich natürlich auch, daß Sie Ihre geistigen Produkte nur gegen Stücklohn abzugeben bereit sind. Allerdings hatte ich dies bei Dichtern Ihres Namens nicht erwartet, umso weniger, als heute erfreulicherweise unsere Dichter von Ruf auf einer höheren Warte stehen. (...) Da Sie dieser meiner Bitte nicht zu entsprechen geneigt sind, werde ich gern darauf verzichten, auch werde ich nicht verfehlen, die Herausgeber meines Lesebuches Ihrem Wunsche gemäß darauf aufmerksam zu machen, daß Sie nicht zu unserem Volke zu sprechen wünschen, und ich werde sie auch bitten, möglichst wenig zur Verbreitung Ihrer Werke beizutragen. Hochachtungsvoll und ganz ergebenst.*⁴⁵

Utopie einer finanziell gesicherten Schriftstellerexistenz: Liliencrons „Der Mäcen“ und „Leben und Lüge“

Liliencrons Selbstwahrnehmung war die des ständig von Verlegern abhängigen und deren Arroganz und Willkür ausgelieferten Schriftstellers, der sich, je freier er sich in seiner literarischen Produktion wähnte, desto unfreier in seiner wirtschaftlichen Existenz wurde. Unter diesem Eindruck schrieb er 1889 einen Text, in dem er ein utopisches Bild von Schriftstellern entwarf, die in allen ihren Lebens- und Produktionsbedingungen wirklich „frei“ sein konnten, weil es jemanden gab, der ihnen die elementaren ökonomischen Randbedingungen dafür schuf: „Der Mäcen“. In einem weiteren Roman, „Leben und Lüge“ (1908), geht es ebenfalls um das Thema, wie beispielhafte reiche Adelige mit ihren Millionen umgehen. Beide Texte sind in jüngerer Zeit wieder aufgelegt worden.

Der Text „Der Mäcen“ sträubt sich in seiner Erzählweise, in Komposition und Inhalt gegen alle Zuschreibungen herkömmlicher Kategorien und Textsorten. Er ist weder Roman noch Novelle, weder Erzählung noch Sachbuch, will eigentlich alles sein, vor allem aber eines: ein utopischer Blick auf die Rahmenbedingungen für die Arbeit von Schriftstellern, die sich *nicht* unversehens in „Kamtschatka“ wiederfinden, *nicht* zugrunde gehen müssen, sondern beste

Voraussetzungen für ihr literarisches Schaffen vorfinden, ohne Einflussnahme von außen, ohne materielle Not, die das Werk überschattet, also im vollen Sinn des Wortes „frei“.

Im „Mäcen“ wird von einem fiktiven Ich ein Teil der Lebensgeschichte eines unfassbar reichen Adligen, Graf Wulf Gadendorp, erzählt, der ohne Erben verstirbt und in seinem Testament seine vielen Millionen, selbstlos und ohne daran geknüpfte inhaltliche Bedingungen, vererbt: bezeichnenderweise 6 Millionen an verschuldete Offiziere, ebensoviel an die Hinterbliebenen kleiner Handwerker, allein 24 Millionen an die Schillerstiftung „unter der Bedingung, daß sie tüchtig gäbe, Summen, keine Sümmchen, und daß sie nicht die Gabenliste veröffentlichte“.⁴⁶

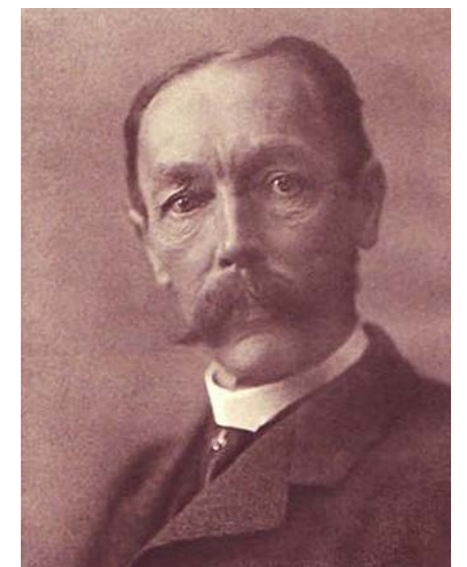
„Der Mäcen“ zeigt eine erkennbar enge Anknüpfung an Liliencrons eigenen biografischen Horizont. Mit diesem collagehaften Text will Liliencron offenbar eine Gegenwelt zu den sozialen Rahmenbedingungen schaffen, die für ihn zeit seines Lebens seine künstlerische Produktion bestimmten. Er beschreibt nicht nur das großzügige Testament eines Superreichen und verknüpft dies mit der Schilderung verschiedener imaginierter gesellschaftlicher Milieus seiner eigenen Sehnsüchte (Stadt/Land; Norddeutschland und Nordafrika, Reiche und Unterschichten), sondern gibt darin auch konkrete Lektüreempfehlungen, zitiert (vermutlich ohne sich dabei selbst um Autorenrechte anderer zu scheren) Ausschnitte aus realen literarischen Werken von seiner Meinung nach vorbildlichen Autoren der Zeit; er zitiert Reiseberichte und Tagebuchnotizen. Seine Utopie eines von materiellen Nöten befreiten, wirklich in jeder Hinsicht „freien“ Künstlers hat, unausgesprochen, literarisch-künstlerische Vorbilder, die es besser getroffen hatten als er. Man denke an Goethe und „seinen“ Herzog Carl August, der ihm sogar weitgehend seine teure, fast zweijährige Reise nach Italien finanzierte, an Voltaire mit Friedrich II. von Preußen, an Wagner mit Ludwig II. von Bayern usw. Und aus Liliencrons Briefen geht hervor, dass er auch eine konkrete Person seines eigenen Erlebens als einen solchen „Mäcen“ sieht: Emil Prinz von Schoenaich-Carolath-Schilden, auch genannt „Der Dichterprinz aus der Haseldorfer Marsch“. Noch 1952, 44 Jahre nach dessen Tod, weiß das „Hamburger Abendblatt“ zu berichten, welche Literaten der Prinz in seinem Schloss hatte kostenlos wohnen lassen: u. a. Otto Ernst („Appelschnut“), Richard Dehmel, Gustav Falke (Liliencrons Freunde), viele Monate auch Rilke mit seiner Frau.⁴⁷ Von einem längeren Aufenthalt Liliencrons ist nichts bekannt.

„Der Mäcen“ war mit seinem eigenartigen Text- und Stilpluralismus, seinen offenen Formen, seinem Feuerwerk der Themen und seinem unverkennbaren Bezug zur Lebenssituation des Autors schon seinen Zeitgenossen entweder ein fragwürdiges und unverständliches Konglomerat von Ideen oder aber der begeisternde Einstieg in die literarische Moderne gewesen. Liliencron selbst wollte damit eine Vision entwickeln von den erwünschten Daseinsbedingungen eines Schriftstellers. Der Roman ist, mit einer ausführlichen Kommentierung durch den Herausgeber Philipp Pabst versehen, 2013 neu erschienen.⁴⁸

Auch noch in seinem letzten Roman mit dem Titel „Leben und Lüge“⁴⁹, der breit angelegte Lebensgeschichte eines steinreichen und unglaublich großzügigen Förderers aller Bedürftigen, mit Besitzungen in Jütland, in Spanien, in der Provence usw., entwickelt Liliencron Vorstellungen von Millionen-Vermögen im Besitz adeliger Personen, die diese einfach unter denen, die es brauchen können, verteilen. Der Protagonist Kai von Vorbrüggen, Sohn eines Generals adeliger Herkunft, der seine Familie, seinem Stand entsprechend, ganz ordentlich über die Runden bringt, aber keineswegs vermögend ist, wird durch seinen kinderlosen und unglaublich reichen Patenonkel, sesshaft im fiktiven Schloss „Tangbüttel“ (man erkennt darin das von Liliencron und seiner Frau gern besuchte Schloss Tangstedt), nach dessen



Cover der Gesamtausgabe 1900



Emil Prinz von Schoenaich-Carolath



Liliencron am Schloss Tangstedt 1908



Liliencron mit Tochter Abel
und Sohn Wulf
1908

Tod in den Stand gesetzt, über ein unermessliches Vermögen nach eigenem Gutdünken zu verfügen. Er tut dies „nach Gutsherrenart“, lässt sich von niemandem dreinreden und hilft auf diese Weise unzähligen Verarmten: „Er hatte sich mit der Zeit einen eigenen Wohltätigkeitsplan gemacht. Er gab einzelnen Menschen, namentlich Künstlern und Dichtern, wenn sie es bedurften, große Summen, damit sie reisen und sich ausbilden konnten.“⁵⁰ Und zu seiner Haltung gegenüber der zeitgenössischen Literatur heißt es vielsagend: „Gegen alle Anthologien (...) empfand er einen heftigen Widerwillen. Die süßlichen Namen [dieser Ausgaben](...) ekelten ihn.“⁵¹ Auch Kais Kindheit und Jugend haben zahlreiche unverkennbare Affinitäten zu Liliencrons eigener Lebensgeschichte, so dass dieser Roman manchmal sogar als „Autobiografie“ gelesen wird.⁵² Dieses Werk wirkt in seiner Botschaft streckenweise etwas konstruiert, ist aber vor 3 Jahren neu herausgekommen und mit einem sehr instruktiven Nachwort versehen.

Ein Ausblick

Liliencron lag es fern, bei seiner schriftstellerischen Arbeit das Maß an der Masse zu nehmen, um nur ja schnell Geld zu verdienen. Lediglich sein Gedicht „Die Musik kommt“, populär vertont von Oscar Strauß, machte eine Ausnahme; es war ein Werk, das in der Kaiserzeit von jedem Gassenjungen gegrählt werden konnte. Gern aber hätte Liliencron es gesehen, wenn seine Einkünfte massenhaft gewesen wären. Die quasi gewerkschaftliche Solidarität von Schriftstellern, umgesetzt im von ihm mitgegründeten „Kartell lyrischer Autoren“, war für Liliencron wenige Jahre vor seinem Tod ein Hoffnungsschimmer, endlich doch noch von seiner Arbeit leben zu können. Andere Autoren taten es ihm nach, neue Schriftstellervereinigungen entstanden: Selbst Thomas Mann war in der Zeit seines amerikanischen Exils Mitglied eines Schriftstellerverbands.

Liliencrons Werk hat in der Literaturwissenschaft Bestand, sein von Rilke prophezeiter unvergänglicher Nachruhm⁵³, vor allem aber seine heutige Rezeption sind indes überschaubar. Und das liegt wohl auch daran, dass er, in den Worten Lessings, biografisch wie literarisch ein „gemischter Charakter“ war, ein Borderliner, gleich weit weg von einer Lichtgestalt wie von einer Unperson. Durch heutiges „Daumen rauf - Daumen runter“ ist er daher nicht bewertbar, und erst recht nicht abzutun. Mit der „Kieler Liliencron-Dozentur für Lyrik“ an der Christian-Albrechts-Universität, mit dem großen Liliencron-Archiv an der Universität Hamburg, das viele Briefe digital aufbereitet hat, mit Aktivitäten in Kellinghusen, Rahlstedt und anderswo, auch mit dem gelegentlichen Auftauchen von ganzen Konvoluten bislang verschollener Liliencron-Briefe wird deutlich, dass er doch noch nicht ganz vergessen ist. Nur zu den ganz Großen des literarischen Kanons in Deutschland (wie das von 1895 bis in die frühe Weimarer Republik der Fall war) wird er nicht wieder aufsteigen, oder, in den Worten Liliencrons:

Dor lur man up!⁵⁴

Anmerkungen

- 1 Im Original heißt es noch: „Übrige“. Das entsprach der Orthographie um 1900. Im Folgenden werde ich in Originalzitate die jeweiligen Original-Schreibweisen verwenden.
- 2 Detlev von Liliencron: Brief an seinen Verleger R. Schuster, ohne Datum [nach Ostern 1903], in: Richard Dehmel (Hrsg.), Detlev von Liliencron. Ausgewählte Briefe, Berlin 1910 (Schuster & Loeffler), Bd. 2, S. 241
- 3 Brief Liliencrons an Hermann Busse v. 8. Januar 1899. In: Henrich Spiero (Hrsg.), Detlev von Liliencron. Briefe in neuer Auswahl. Stuttgart, Berlin und Leipzig (Deutsche Verlagsanstalt) 1929, S. 329
- 4 So ließ er einmal einer Angebeteten ein Klavier anfahren. Dieses musste, da ihr Treppenhaus zu klein war, außen an der Fassade in die Wohnung gehievt werden. Falsche Gewichtsrechnung führte zum Absturz des schweren Instruments: ein Totalschaden. Da das Klavier nur geliehen war, musste Liliencron den Schaden noch jahrelang abbezahlen und wurde zum Gespött der Regimentsstadt.
- 5 1886, zit. nach Wolfgang Martens: Lyrik kommerziell. S. 19 (Anm. 6)
- 6 vgl. zu diesem Komplex und zum Gesetzestext von 1870: Wolfgang Martens, LYRIK kommerziell. Das Kartell lyrischer Autoren 1902-1933. München (Fink) 1975, S. 48
- 7 Richard Dehmel (vgl. Anm 8), Bd. 1, Vorwort, S. VIII
- 8 BRIEFAUSGABEN:
 1. Richard Dehmel (Hrsg.): Detlev von Liliencron. Ausgewählte Briefe (2 Bände). Berlin 1910 (Schuster & Loeffler)
 2. Hermann Friedrichs u. a. (Hrsg.): Detlev von Liliencrons. Briefe an Hermann Friedrichs aus den Jahren 1885 - 1889. Berlin 1910 (Concordia Deutsche Verlagsanstalt)
 3. Heinrich Spiero (Hrsg.): Neue Kunde von Liliencron. Des Dichters Briefe an seinen ersten Verleger. Leipzig 1912 (Fink)
 4. Walter Hasenclever (Hrsg.): Dichter und Verleger. Briefe von Wilhelm Friedrich an Detlev von Liliencron. München und Berlin 1914 (Georg Müller)
 5. Heinrich Spiero (Hrsg.): Unbegreiflich Herz. Detlev von Liliencrons Liebesbriefe an Helene von Bodenhausen. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1925 (Deutsche Verlagsanstalt)
 6. Heinrich Spiero (Hrsg.), Detlev von Liliencron. Briefe in neuer Auswahl. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1929 (Deutsche Verlagsanstalt)
 7. Jean Royer (Hrsg.) Detlev von Liliencron und Theobald Nöthig. Briefwechsel 1884 - 1909 (2 Bände), Herzberg 1986 (Bautz)
 8. Joachim Kersten / Friedrich Pfäfflin: Detlev von Liliencron - entdeckt, gefeiert und gelesen von Karl Kraus. Göttingen 2016 (Wallstein)
 9. Hans Wolfgang Rath (Hrsg.): In memoriam Detlev von Liliencron. Achtzehn faksimilierte Briefe von Storm, Fontane, C. F. Meyer, Brahms u.a. Frankfurt/M. o.J. [1909] (Verl. C. F. Schultze)
 10. Zahlreiche Briefe von und an Liliencron auch in: Walter Gödden / Nils Rottschäffer (Hrsg.): Peter Hille. Sämtliche Briefe. Bielefeld 2010 (Aisthesis)
- 9 nicht zu verwechseln mit der viel leichter zu lesenden so genannten „Sütterlinschrift“ für Schreibanfänger, die erst 1915 in Preußen eingeführt wurde
- 10 An dieser Stelle ist dem Musiker und Philologen Dr. Joachim Winkler für die Auffindung, Vermittlung, Sichtung und Transkription des Konvolut zu danken. Als Ruheständler in die „Liliencron-Stadt“ Kellinghusen gezogen und durch regelmäßige Lektüre der „Rahlstedter Jahrbücher“ vertiefend angeregt, entwickelte Winkler ein spezifisches Interesse an Liliencrons Leben und Schaffen. Entsprechend aufmerksam wurde er, im Rahmen privater Verbindungen bei den Nachfahren Gerhards auf die von diesen getreulich bewahrten Briefe zu stoßen. Ein besonderer Dank gilt Familie Gerhard für die Überlassung der Manuskripte an mich. Über diese Briefe und Liliencron als vielschichtig passionierten Briefschreiber wird in einem besonderen Beitrag noch an anderer Stelle zu berichten sein.
- 11 Brief von Liliencron an Hans Ferdinand Gerhard v. 17.12.1898 (kleiner Ausschnitt). In: Richard Dehmel (Hg.): Detlev von Liliencron. Ausgewählte Briefe. 2 Bände, Bd. 2. Berlin 1910, S. 135
- 12 Brief von Richard Dehmel an Hans Ferdinand Gerhard v. 15.4.1910. digitalisate.sub.uni-hamburg.de, Signatur DA Br :BKB V : Bl. 447-456. [Zugriff: 4.5.2024]
- 13 vgl. Mathias Mainholz, Rüdiger Schütt, Sabine Walter: Artist, Royalist, Anarchist. Das abenteuerliche Leben des Baron Detlev Freiherr von Liliencron. Ausstellung in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky, 2. Juni bis 15. Juli 1994. Herzberg 1994 (Bautz), S. 152
- 14 Hier muss ein Schreibfehler Liliencrons vorliegen, denn Pfingsten 1899 lag wesentlich später. Tatsächlich dürfte es sich um die bevorstehenden Osterferien gehandelt haben. Ostern lag 1899 am 18. April. Vgl. hierzu https://stilkunst.de/c33_thought/c33_dates_of_movable_holidays.php?1899#Pag
- 15 den Begriff „deutsch“ verwendete Liliencron immer dann, wenn er sich ironisch über deutschümelnde Sitten und Sprachgebräuche äußern wollte. „Teutsch“ ist ein im 17./18. Jahrhundert aufgekommener Begriff für „deutsch“, im 19. Jahrhundert als veraltet geltend, aber gegen Ende des 19. Jahrhundert von einigen Literaten verwendet, wenn sie sich als besonders nationalbewusst zeigen wollten.
- 16 Wolfgang Martens: Lyrik kommerziell. S. 21 (Anm. 6)
- 17 Brief von Wilhelm Friedrich an Detlev von Liliencron v. 10.V.1886. In: Walter Hasenclever (Hrsg.), Dichter und Verleger. Briefe von Wilhelm Friedrich an Detlev von Liliencron. München und Berlin (Georg Müller) 1914, S. 64
- 18 Wilhelm Friedrich an Liliencron, 21.V.1886, in: Hasenclever, S. 65
- 19 Ein Gedanke von Jean Paul Sartre zum wechselseitigen Verhältnis von Poet und Leser.
- 20 Aus dem Leitbild der Deutschen Schillerstiftung, in: <https://www.schillerstiftung.de/die-schillerstiftung/leitbild-und-ziele>. Letzter Zugriff: 1.3.2024
- 21 Diese Formulierung stammt von Bert Brecht (1938), bezieht sich da aber natürlich auf die Verhältnisse im nationalsozialistischen Deutschland und sein notwendig gewordenes Exil.
- 22 vgl. Wulf Kirsten (Hrsg.), Die Akte Detlev von Liliencron, in: Aus dem Archiv der Deutschen Schillerstiftung Weimar, Heft 13, Nachwort des Herausgebers, Weimar o. J. [1968], S. 46
- 23 vgl. Aufstellung der Bundesbank, Kaufkraftäquivalente historischer Beträge in deutschen Währungen, in: <https://www.bundesbank.de/resource/blob/615162/94b87ff6d25eceb84c9cfb801162b334/mL/kaufkraftaequivalente-historischer-betraege-in-deutschen-waehrungen-data.pdf>, letzter Zugriff 2.3.2024
- 24 vgl. hierzu und zum Engagement der Schillerstiftung gegenüber Liliencron insgesamt: Wulf Kirsten (Hrsg.): Die Akte Detlev von Liliencron. Berlin und Weimar o. J. [1968]
- 25 zit. nach Akte Detlev von Liliencron, S. 18 und 21
- 26 zit. nach Akte Detlev von Liliencron, S. 22
- 27 zit. nach Akte Detlev von Liliencron, S. 28
- 28 Brief Liliencrons an Hedwig Kriesekamp, Ottensen bei Hamburg, 23.XI. 1892, in: Dehmel, Briefausgabe, Bd. 1, S. 257
- 29 Brief Liliencrons an Timm Kröger vom 24.II.1892, in: Dehmel 1, S. 259f
- 30 Brief vom 8.6.1899, zit. nach Akte Detlev von Liliencron, S. 35
- 31 Akte Detlev von Liliencron, S. 46

- 32 Brief Liliencrons an seinen Gönner, den Rechtsanwalt und Schriftsteller Timm Kröger, vom 30. IV. 1891. In: Dehmel 1, S. 236
- 33 vgl. hierzu z. B. <https://historischkochen.de/lebensmittelpreise-um-1900/> [Zugriff 10.5.2024].
- 34 Schreiben von Arno Holz an die 5 genannten Autoren vom 21.6.1902, zitiert nach Wolfgang Martens: Lyrik kommerziell. S. 47 (Anm. 6)
- 35 u. a. hatte Kaiser Wilhelm II. ihm eine Pension von 2.000 Mark zugesprochen. Zudem erzielte er seit 1900 nicht unbeträchtliche Einkünfte aus seinen überaus populären Lesereisen durch den gesamten deutschsprachigen Raum, bis hin nach Siebenbürgen. Vgl. hierzu mein Aufsatz Ein Bodenständiger im Höhenflug.- Liliencrons 100 Reisen durch Deutschland, Europa und die USA. In: Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte und Kultur 2019, S. 42-76
- 36 Genau dieser Ansatz wurde seitdem auch von anderen Schriftstellervereinigungen vertreten, z. B. vom Schutzverband deutscher Schriftsteller (1909 - 1933), dem u.a. Thomas Mann, Arnold Zweig und Carl von Ossietzky angehörten. Bis heute ist die Forderung nach angemessener Honorierung schriftstellerischer Arbeit aktuell. „Das Ende der Bescheidenheit“ ist ein von Heinrich Böll 1969 geprägtes Schlagwort zum Kampf für die Beseitigung der notorischen Unterbezahlung von Autoren durch die Verlage.
- 37 Im selben Brief erfährt man allerdings nebenbei auch etwas, das uns Rahlstedter aufhorchen lässt: „Ich möchte (...) einen ganz kurzen humoristischen Roman schreiben: Der Vorort. Ich würde da in ersprießlicher Weise die Nähe der Großstadt schildern mit ihren heimlichen ‚Attractionen‘ für die Spießbürger des ‚Vororts‘. O Gott, was für ein Feld für meinen Humor und meine zuweilen ausgelassenste Lustigkeit! Und dazu die vielen göttlichen (jottvollen) Menschen in Alt-Rahlstedt. Ich habe neulich schon mit Emma eine Liste der Personen in Alt-Rahlstedt aufgestellt.“ Der Roman ist entweder nie über den erhaltenen ersten Satz hinaus geschrieben worden oder aber verschollen. Wer weiß, was man über Rahlstedt noch alles hätte erfahren können ...
- 38 vgl. hierzu https://digitalisate.sub.uni-hamburg.de/recherche/detail?tx_dlf%5Bid%5D=32351&tx_dlf%5Bpage%5D=1&tx_dlf_navigation%5Bcontroller%5D=Navigation&cHash=89fb7ffbe28ff8090093b4effe6bda8d. Signatur DA : Br : Kk : 318 . [Letzter Zugriff: 20.2.2024]
- 39 <https://digitalisate.sub.uni-hamburg.de>. Signatur DA : Br : Kk : 318. Liliencron: Brief an das Kartell Lyrischer Autoren. Adressiert an Richard Dehmel vom 25.09.1906
- 40 Postkarte von Liliencron an Arno Holz, Alt-Rahlstedt bei Hamburg, 28.6.1902. Privatbesitz.
- 41 zitiert nach Martens, Lyrik kommerziell, S. 76
- 42 Liliencron, Detlev von: Brief an Richard Dehmel vom 31.10.1904, Hamburg-Rahlstedt. In: Dehmel digital. Hg. v. Julia Nantke unter Mitarbeit von Sandra Bläß und Marie Flüh. <https://dehmel-digital.de/letters/b336405/1> [Zugriff am 7.3.2024]
- 43 Schreiben von Arno Holz an Richard Dehmel vom 9.4.1904, zit. nach Martens, Lyrik kommerziell, S. 88
- 44 zit. nach Wolfgang Martens: Lyrik kommerziell. S. 26 (Anm. 6)
- 45 Dieser Brief wurde in der Feder, dem Organ des Kartells, veröffentlicht. Zit. nach Martens, S. 26
- 46 zit. nach Heinrich Spiero: Detlev von Liliencron. Sein Leben und seine Werke. Berlin und Leipzig 1913, S. 278
- 47 vgl. Hamburger Abendblatt v. 5.4.1952. Zit. in: <https://www.haseldorfer-marsch.de/haseldorf/schlohaseldorf/portraitprinzemil/index.html> [Zugriff 21.4.2024]
- 48 Detlev von Liliencron: Der Mäcen. Neu herausgegeben und kommentiert von Philipp Pabst. (Wachholtz-Verlag) Neumünster (heute: Kiel) 2013
- 49 erstmals erschienen 1908
- 50 Detlev von Liliencron: Leben und Lüge. Ein biografischer Roman. Mit einem Nachwort von Ole Petras. Kiel/Hamburg 2021, S. 144
- 51 ebd., S. 216
- 52 Auch der Titel des Romans gibt dazu einigen Anlass: „Leben und Lüge“ lässt, vielleicht nicht zufällig, an Goethes Lebensbericht „Dichtung und Wahrheit“ denken.
- 53 Rilke bezeichnete Richard Dehmels „Weib und Welt“ sowie Liliencrons „Poggfred“ als Jahrhundertbücher. „Jedes dieser Bücher hat ein Stück Ewigkeit in sich! Ich glaube, dass die Nachfahren (...) einen großen Strich unter das glorreiche Jahr 96 (...) setzen werden.“ Rainer Maria Rilke: Brief an Richard Dehmel v. 29.11.1896. In: Paul Johannes Schindler (Hg.): Richard Dehmel. Dichtungen, Briefe, Dokumente. Hamburg 1963, S. 195. Victor Klemperer ist in seinem großen, anerkennenden Aufsatz über Liliencron heilsichtiger: „Ich denke, seine spezifisch modernen Werke werden bald und gründlich vergessen sein, worauf dann der Ruhm des Kriegs- und Balladendichters umso heller strahlen wird.“ (Victor Klemperer: Detlev von Liliencron. In: Preußische Jahrbücher, hrsg. von Hans Delbrück, Bd. 132, April bis Juni 1908, S. 314-339, hier S. 339)
- 54 Niederdeutsch „Da lauere man auf!“. Wir würden heute hochdeutsch sagen: „Da kannst du lange drauf warten!“

Hinweis:

Alle hier verwendeten Bilder sind nach den Urheberrechtsregeln gemeinfrei oder befinden sich in meinem Privatbesitz.

Zu Liliencrons 60. Geburtstag am 3. Juni 1904 erschienen in zahlreichen Zeitschriften des Kaiserreichs Würdigungen, darunter auch in einer ihm gewidmeten Sonderausgabe der Zeitschrift „JUGEND“, die bekanntlich der ganzen kunstgeschichtlichen Epoche des „Art nouveau“ den deutschen Namen gab: „Jugendstil“. Liliencron hätte sich allerdings nicht gern als Jugendstilkünstler verstanden.

Hier Liliencrons Original-Gedicht „Blümekens“ (zuerst erschienen 1883), zwei Würdigungen von Gerhart Hauptmann und Albert Matthäi sowie die zugehörige zweiseitige Gedicht-Illustration von Fritz Erler (1886-1940), ganz im Stil der Zeit.

Nr. 23
JUGEND
1904

Blümekens

(Mit Zeichnung von Fritz Erler)

**Kleine Blüten, anspruchslose Blumen,
Waldrandschmuck und Wiefendurcheinander,
Roth, weiße, gelbe, blaue Blumen
Nahm ich im Vorbeigehn mit nach Hause.
Kamen alte, liebe Zeiten wieder:
Auf den Feldern wehten grüne Hälmchen,
Süß im Erlenbusche lang der Stieglitz,
Eine ganze Welt von Unschuld lang er
Mir und dir.**

Nun, seit Jahren, ordnen deine Hände
Perlenkette und Rosen in den Haaren.
Wie viel schöner, junge Frau, doch schmückten
Kleine Blumen dich, die einst wir pflückten,
Ich und du.

Detlev v. Liliencron, »Kämpfe und Ziele«, S. 95

An Detlev v. Liliencron

Du hast mir den Becher oft gefüllt,
Und ich habe Gesundheit und Freude gesogen,
Aber mein Durst ist nie gestillt:
Bleibe, Winzer, uns weiter gewogen!

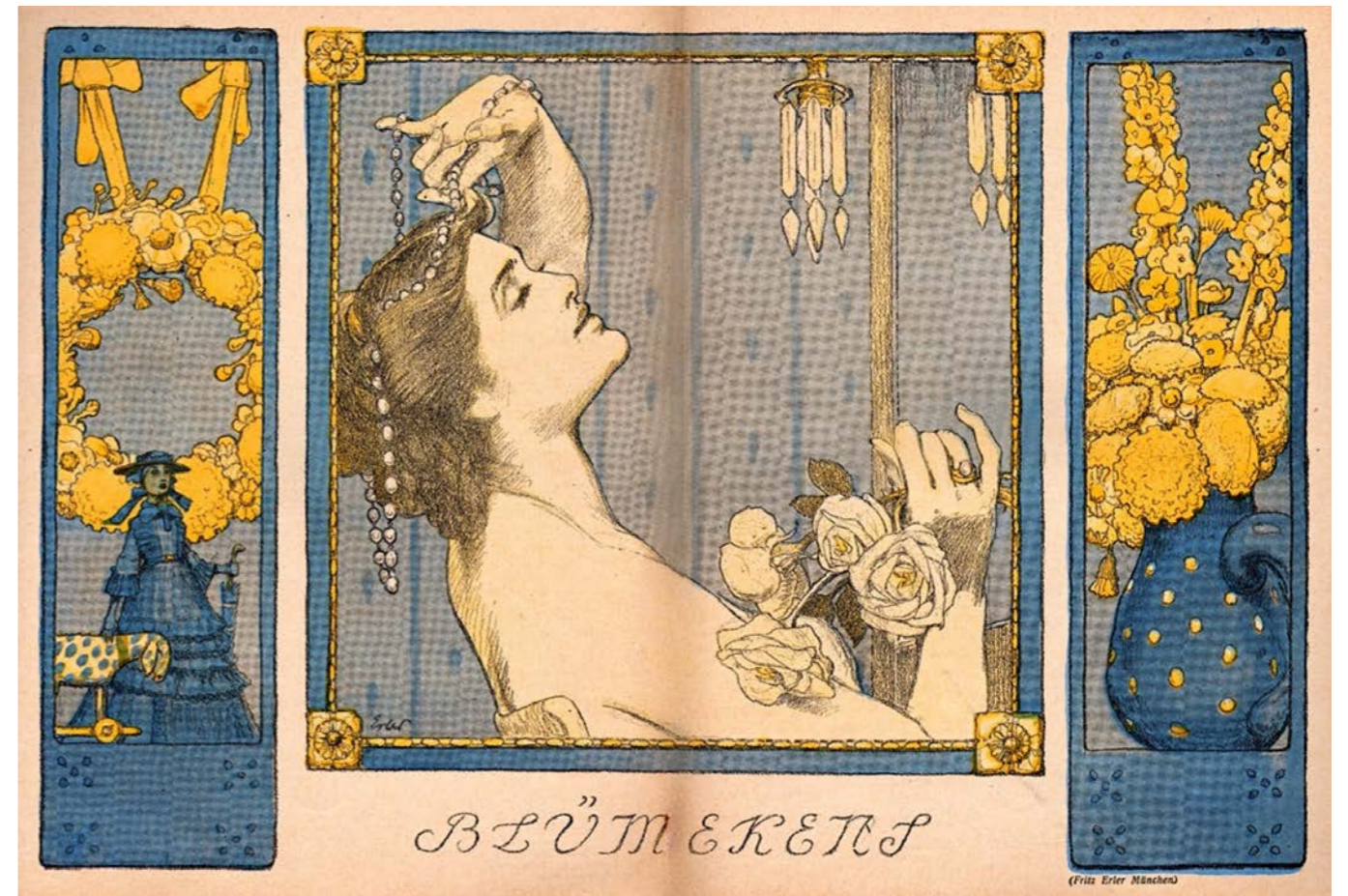
Und Dir bleibe Dionysos hold,
Göttlicher! Guter! und segne die Reben,
Dass sie auch ferner ihr lauterstes Gold
Seinem lautersten Sohne geben.

Lugano, April 1904 Gerhart Hauptmann

Die Detlev-Eiche

Eichbaum, der spät getrieben, sommergrün im Herbst
Noch prangst du. Mächtig ragst du in des Himmels Blau,
Das Bild der Kraft, urwüchsig, knorrig; launenhaft
Gezackt die Rinde; breit gewölbt der Krone Pracht.
So bleibst du, Stolz und Ruhm des Dichterwaldes, stehn,
Dem Zeitensturm Grotz bietend durch Jahrhunderte.

Albert Matthäi





Rahlstedter Partner für Geschichte & Kultur



Richtig gut wohnen.

Unsere Philosophie passt zu Rahlstedt: wohnen im Grünen, meist ruhig mit guter Infrastruktur vor Ort, dicht am Hamburger Zentrum. Mit unserer über 75-jährigen Unternehmensgeschichte und unseren Wohnanlagen haben wir Rahlstedt mitgestaltet und mitgeprägt. Unsere über 2.296 Wohnungen bieten unseren 3.483 Mitgliedern ein Zuhause zum Wohlfühlen zu fairen und attraktiven Konditionen. Als genossenschaftliches Wohnungsunternehmen verbinden wir die Vorteile von Miete und Eigentum bei maximaler Sicherheit.



Hamburg-Rahlstedter
Baugenossenschaft eG

www.harabau.de

HITTCHER
SCHUHE DIE ANZIEHEN

**Fest verankert in
RAHLSTEDT**

Schweriner Str. 2A
Fußgängerzone
22143 Hamburg
Telefon +49 40 677 08 59
www.hittcher.de

Herren, Getreide, Äcker

Umweltgeschichtliche Betrachtungen zum historischen Kirchspiel Rahlstedt

Oft wird die Umweltgeschichte als eine Disziplin wahrgenommen, die von der Geschichte der Menschheit und deren Handeln getrennt ist. Hier wird ein anderer Ansatz verfolgt. Aus und über die Dörfer des mittelalterlichen Kirchspiels Rahlstedt liegen verschiedene Überlieferungen vor, die auf damals erfolgte Veränderungen untersucht werden. Es ist ein Blick in den Alltag, der zum Ausgang weiterführender Untersuchungen und Überlegungen dient. Dabei wird das Verhältnis zwischen den hier lebenden Bauern und deren Herren, das sich vielfach in der Überlieferung beobachten lässt, besonders zu beachten sein.

Als prägende Kraft des Anthropozäns¹ wirkte und wirkt der Mensch – als Bauer wie auch als Herr – im hohen Maße unbewusst, oft auch ungewollt und unbeabsichtigt auf seine jeweilige Umwelt ein. Wirkt eine gesellschaftlich Handlung unmittelbar und aktuell zielgerichtet, beispielsweise ein bewaffneter Konflikt, so treten hingegen die Folgen menschlichen Handelns auf die Umwelt oft erst mit erheblicher zeitlicher Verzögerung zutage. Genau mit derartigen, meist unbeabsichtigt erfolgten, mit zeitlicher Distanz auftretenden und oft der direkten Wahrnehmung entzogenen Wirkungen, wird sich dieser Beitrag befassen.

Im Mittelpunkt der folgenden Darstellung steht die Bodennutzung als wesentliche Lebensgrundlage der Menschen. Alle anderen Aspekte werden aus Platzgründen ausgeklammert.

Getreideanbau

Im frühen 16. Jahrhundert wurden die von den Bauern des Dorfes Alt-Rahlstedt die bislang in Naturalien abgeführten Zehntabgaben in Geldzahlungen umgewandelt. Damit endete hier eine Tradition, die mit der Einführung dieser Zehntpflicht als Folge der Zwangschristianisierung Nordelbiens im frühen 9. Jahrhundert begonnen hatte. Allerdings konnte die Existenz Alt-Rahlstedts für diese frühe Zeit bislang nicht belegt werden.

Für das Jahr 1521 ist eine jährliche Verpflichtung genannt, die zwar Roggenabgaben in ungenannter Höhe aus Tonndorf und Alt-Rahlstedt betraf, aber aktuell durch die Zahlung von 10 Mark beglichen wurde (*item quilibet eorum habet X mr siliginis in villis Todendorp et Radelstede*). Empfänger war eine am Altar der Heiligen Andreas und Elisabeth in der Hamburger Kirche St. Petri angesiedelte Vikarie.² Nähere Umstände zur Erhebung dieser Leistung sind nicht genannt.

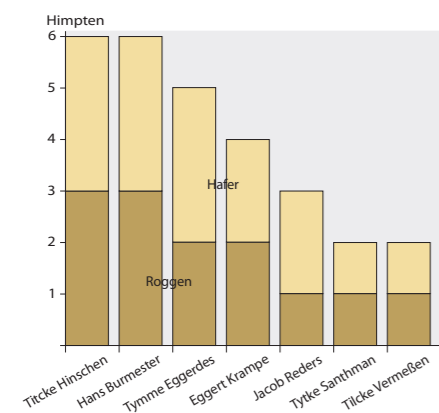


Abb. 1: Die ab 1523 entrichteten Naturalzehnten der Alt-Rahlstedter Höfe.

Die Liste des dem Kloster Harvestehude zukommenden Zehnten, die auf einen 1296 erfolgten Verkauf zurück gehen, nennt in einer in den Jahren von etwa 1523 bis 1537 entstandenen Zusammenstellung sieben Inhaber von Alt-Rahlstedter Bauernstellen. Diese hatten neben Geldzahlungen auch Getreide abzuliefern.³

Diese bei dem zugrundeliegenden Verkauf im Jahr 1296 nur summarisch genannten Leistungen sind im Jahr 1534 in der Trittauer Amtsrechnung aufgeführt (*de Ralevesteder [...] wo Be dem Closter Hervestehude, jarliches plegen tho gevende nu anno XXXVIII bedaget*).⁴ Dort wurden nunmehr acht Alt-Rahlstedter Stellenwirte namentlich aufgeführt. Alle zahlten inzwischen ausschließlich Geldbeträge. Zu dem jetzt auf dem Hof des Titcke Hinschen genannten Hans Hynschen heißt es:

*noch 3 hympten roggen 7 B 6 d
noch 3 hympten haveren 2 B.*

Aus diesen Daten lässt sich die Bewertung eines Himpten Roggen⁵ mit 2 Schilling 2 Pfennigen (= 26 Pfennige) ableiten; ein Himpten Hafer war mit lediglich 8 Pfennigen veranschlagt.

Einer im Juli 1699 vom Amt Trittau vorgenommenen Erhebung zufolge dominierte im Kirchdorf Alt-Rahlstedt weiterhin der Anbau von Roggen und Hafer. Die Einsaat belief sich auf 88 ½ Scheffel Roggen und 73 Scheffel Hafer, bemessen mit dem Hamburger Maß (1 Scheffel ~ 105,26 Liter, 1 Himpten ~ 26,315 Liter). Die für andere Trittauer Amtsdörfer gelegentlich genannten Feldfrüchte Gerste, Weizen, Buchweizen und Erbsen besaßen damals in Alt-Rahlstedt aus der Sicht der Amtsverwaltung keine erwähnenswerte Bedeutung.⁶ Im benachbarten Neu-Rahlstedt wurden 1765/66 als Aussaatmen-

gen von fünf Halbhufen und einer Katenstelle insgesamt 208 Scheffel Roggen, 287 ½ Scheffel Hafer sowie 35 Scheffel Buchweizen genannt.⁷

Derartige Abgaben von Roggen in Form alljährlich abzuliefernder fixierter Mengen besitzen in Stormarn eine lange Geschichte. Ab dem späten 13. Jahrhundert sind Roggenabgaben verschiedentlich auch in den Dörfern des Kirchspiels Rahlstedt belegt. Der 1280 und 1282 urkundlich bezeugte Ritter Nikolaus von Wedel hatte seine Memorienfeier in der Hamburger Domkirche St. Marien mit den Einkünften einer Hufe in Oldenfelde dotiert, die sich auf sechs Scheffel Roggen beliefen (*mansum in Oldenvelde solventem 6 modios siliginis*).⁸ Um 1523 soll ein Oldenfelder Stellenwirt 22 Himpten Roggen sowie eine nicht genannte Menge Flachs als Zehntleistung entrichtet haben. Tatsächlich handelt es sich um die Roggenabgaben aus sieben Höfen von insgesamt 22 Himpten Roggen sowie 4 Pfennigen für den Flachs-Zehnten (*Flas Tegede*), was die Trittauer Amtsrechnung des Jahres 1534 eindeutig belegt.⁹

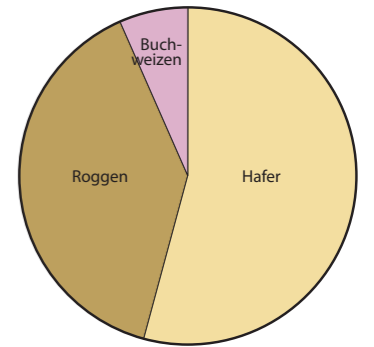


Abb. 2: Das prozentuale Verhältnis der 1765/66 auf den Äckern des Dorfes Neu-Rahlstedt eingesäten Früchte

Bei dem Verkauf von sechs Hufen in Tonndorf durch die niederadlige Familie von Wedel wurden 1314 deren zu Martini (Nov. 11) fälligen Abgaben auf drei Wispel (= 30 Scheffel) Roggen beziffert (*tres choros siliginis*), was Abgaben von fünf Scheffel Roggen für jede dieser Hufen nahe legt. Zu diesem Verkaufsgut gehörten auch hinzugerodete Nutzflächen (*terminis et anschot*). Bei einem weiteren Verkauf von sechs Hufen wurden dieselben Bedingungen genannt, nicht jedoch bei einem vorausgegangenen gleichfalls sechs Tonndorfer Hufen betreffenden Verkauf.¹⁰ Die jährlichen Erträge weiterer fünf Tonndorfer Hufen in Höhe von 28 Scheffel Roggen, bemessen nach dem Hamburger Maß (*viginti octo modios siliginis qui borchepele dicuntur in uilla in parochia Radoluestede [...] de quinque mansis dicte ville Todendorp*), gehörten 1317 zu einem Verkauf der Familie von Wedel an das Hamburger Domkapitel.¹¹ Ein weiterer Verkauf der von Wedel betraf 1322 fünf Hufen und ein Rodungsland. Pro Hufe wurden einmal mehr fünf Scheffel Roggen gegeben, von der nicht näher bezeichneten Rodung drei Scheffel (*redditus viginti octo modiorum siliginis in uilla Todendorp in parochia Radoluestede situata, in quique mansis, qualibet manso soluente quinque modios siliginis, et in quadam nouali ibidem quod roth dicitur soluente tres modios*).¹²

Noch 1508 erhielt eine Vikarie der Hamburger Petri-Kirche je fünf Scheffel Roggen aus sechs Tonndorfer Bauernstellen.¹³ Der Reinbeker Amtsrechnung des Jahres 1534 zufolge gaben die sechs Tonndorfer Bauern dem Amt jeweils 5 *schepel roggen*. Tatsächlich aber war diese Naturalabgabe in dem gesamten 1529 aus bisherigen Klosterbesitz gebildeten Amt Reinbek erst kurz zuvor in eine Geldzahlung umgewandelt worden. Nunmehr zahlten die Höfewirte jeweils 4 Mark 11 Schillinge als *gellthur*, was der dort genannten Bewertung des Scheffels zu 15 Schillingen entsprach.¹⁴

Auch die Hufner des Dorfes Jenfeld mussten ihren Herren, der mit den von Wedel verwandten niederadligen Familie Strutz, jeweils fünf Scheffel Roggen abführen. Dies belegt der 1336 erfolgte Verkauf einer Hufe an das Hamburger Domkapitel. Diese Hufe wurde von der Witwe Abele bewirtschaftet (*quinque modiorum siliginis redditus, in villa Geleuelde, sita in parochia Radoluestede, de manso quem Abele uidua nunc colit, in festo beati martini*).¹⁵ Zu vergleichbaren Bedingungen veräußerte die niederadlige Familie Strutz 1359 zwei Jenfelder Hufen an das Nonnenkloster Reinbek. Diese Hufen erbrachten jeweils ein halbes Wispel Roggen, einen Scheffel Hafer, 4 Schillinge sowie ein Bündel Flachs.¹⁶

Dem Bremer Erzbischof waren die Jenfelder Höfewirte zur Abgabe von 18 Himpten Roggen verpflichtet, bemessen mit dem Zehntmaß gemäß dem Oding-Recht, sowie von sieben Bündel Flachs (*dabuntur XVIII himpten siliginis mensura decimalis in odingho et VII toppe lini et hic dabitur minuta decima et hic iterum in summa aliquid defuit quasi XII Himpten*). Auf die Verwendung eines besonderen Himptenmaßes legte 1508, 1521 und 1525 der Inhaber einer Vikarie in der Hamburger Petri-Kirche wert (*dat capitulo Hamburgensi V himpten des capittels himten*). Dieses Maß besaß sicherlich ein größeres Volumen als der wohl üblicherweise verwendete Hamburger Himpten. Es dürfte wahrscheinlich dem 1424 hier verwendeten Zehntmaß entsprechen; diese Abgabe betraf erneut Roggenleistungen.¹⁷

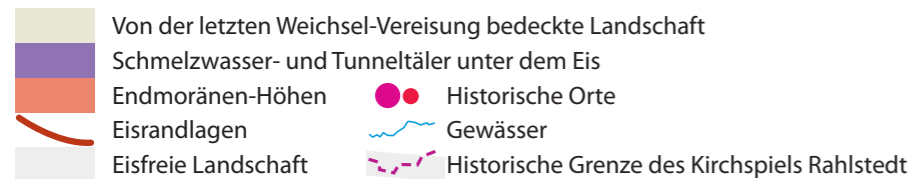
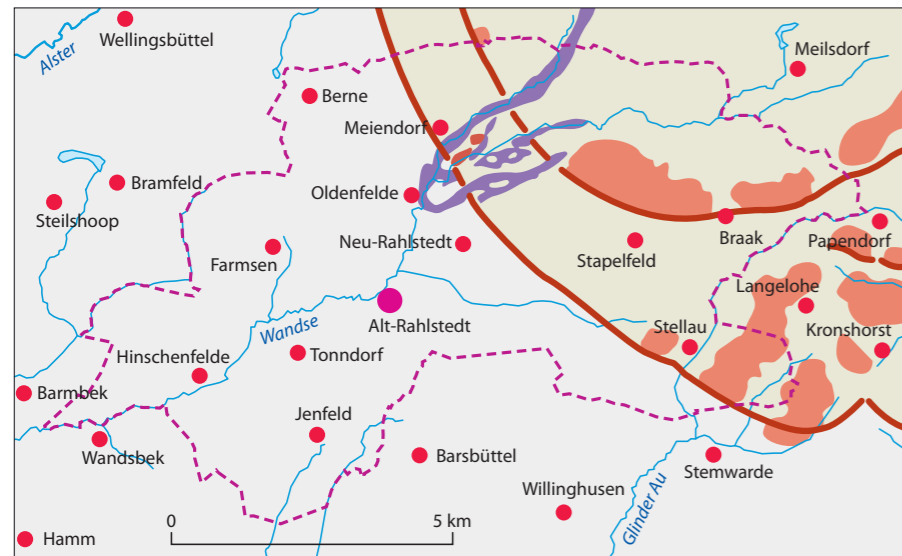
Nach einem Verkauf ihrer Stellen waren seit 1339 zwei Hufner in Hinschenfelde verpflichtet, dem Hamburger Domkapitel jeweils vier Scheffel Roggen zu entrichten.¹⁸

Kurz vor 1330 summarisch genannte Zehntleistungen aus den zur Rahlstedter Kirche eingepfarrten Dörfern Braak, Stapelfeld, Neu Stapelfeld, Tonndorf und Stellau beliefen sich auf 34 Scheffel Roggen, anderthalb Wispel Hafer sowie elf Bündel Flachs (*solvunt tres choros siliginis cum quatuor modis pro decima. Item de eiusdem villis unus chorus cum dimidio avene et undecim top lini pro decima*).¹⁹

Roggen, so bleibt festzuhalten, fungierte spätestens ab dem 13. und 14. Jahrhundert im Rahlstedter Raum als das wichtigste angebaute Getreide. Jedenfalls betrifft diese Feststellung die als grundherrschaftliche Heuer abzuführenden Leistungen, dem von den Bauern an den Herren zu entrichtenden Zins für die Überlassung des Grund und Bodens. Gleiches

gilt für die Entrichtung des Zehnten, einer ursprünglich kirchenrechtlichen Abgabe, die im 13. Jahrhundert aber längst wie ein gewöhnlicher weltlicher Rechtstitel be- und gehandelt wurde. Hinter dem Roggen erscheinen in erheblich geringerem Maße gelegentlich mit Hafer zu begleichende Verpflichtungen.

Damit gerät eine Ackerwirtschaft in den Blick, die angesichts dieses Befundes geradezu als eine Monokultur erscheint. Doch jede Monokultur beansprucht den für den Ertrag unverzichtbaren Ackerboden über Gebühr. Der Frage, wie es zu dieser keineswegs auf den Rahlstedter Raum beschränkten, ökologisch überaus bedenklichen und für sämtliche Beteiligten im hohen Maße risikobehafteten Form des Ackerbaus kam, soll sich dieser Beitrag widmen. Doch zunächst sei die Naturlandschaft vorgestellt, die dem hier betriebenen Ackerbau als unverzichtbare materielle Grundlage diente.



Karte 1: Die Spuren der Weichsel-Vereisung im Bereich des Kirchspiels Rahlstedt; vereinfachte Darstellung.



Karte 2: Die nordelbischen Großlandschaften im weiteren Umfeld des historischen Kirchspiels Rahlstedt; vereinfachte Darstellung.

Der Naturraum im ersten nachchristlichen Jahrtausend

Knapp die Hälfte der Fläche des historischen Kirchspiels Rahlstedt war vom Eis der letzten Vereisung bedeckt, dem Weichsel-Glazial. Dieses hinterließ eine geschwungene Linie hoch aufgetürmter Endmoränen. Unter dem mehrere hundert Meter starken Eis verliefen mächtige Wasserströme, deren Tunneltäler ihrerseits diese Landschaft prägten und die bis heute als Betten sehr viel kleinerer Flüsse, Bäche und Auen dienen. Aufgrund der von starken Sandablagerungen des zurückweichenden Eises bedeckten Landschaft erhielt diese ihr nur sanft reliefiertes Gepräge.

Der Bereich des Kirchspiels Rahlstedt ist größtenteils der Landschaft der Hamburger Geest zuzurechnen. Östlich benachbart bildet die sogenannte Stormarer Schweiz einen Teil des deutlich anders charakterisierten Ostholsteinischen Hügel- und Seelandes. Dieses ist von deutlicheren wie auch kleinteiligeren Höhenunterschieden geprägt und besitzt durchweg eine höhere Bodenqualität, was der dort betriebenen Ackerwirtschaft von Beginn an natürlicherweise höhere Flächenerträge bescherte.

Aus westlicher Richtung, wo die Niederungen von Osterbek und Wandse auf Höhen von nicht einmal 10 Meter über Normalnull abfallen, steigt die Landschaft allmählich an, um östlich von Stellau sogar die 60-Meter-Linie zu überschreiten. Die Täler dieser Gewässer wiederum gliedern, ezeitlichen Vorgaben folgend, diese Landschaft. In historischer Zeit bot insbesondere die Wandse, das zentrale Fließgewässer des Kirchspiels, aufgrund ihres stetigen Gefälles die Möglichkeit zur Anlegung mehrerer Stauwerke, die den Betrieb von Wassermühlen erlaubten. Die Böden der zum Kirchspiel Rahlstedt gehörenden Gemarkungen erscheinen vorrangig

von leichten im Sinne von sandigen Qualitäten bestimmt, die bei längerfristigen Nutzungen zu Degradierungen aufgrund der Einflüsse von Wind und Regen, aber auch durch anthropogene Einflüsse tendieren. In mehreren Schritten entstanden auf diesen Geestböden vorrangig Eichen-Mischwälder. Die Ausbreitung der später stark präsenten Buche dürfte hingegen im erheblichen Maße menschlichen Einflüssen zuzuschreiben sein.²⁰ Die feuchten Niederungen der Fließgewässer mit hohem Grundwasserstand bildeten Standorte von Bruchwäldern, in denen vor allem Erlen und Weiden dominierten.

Herrschaftliche Aspekte des frühen Ackerbaus

Den Ausgangspunkt sämtlicher umweltgeschichtlichen Betrachtungen bildet der vorstehend umrissene Naturraum im umfassenden Sinn, in dem Menschen versuchen, langfristig eine ausreichende Lebensgrundlage zu gewinnen. Stets treten diese dabei als Zuwanderer auf, als Migranten, die sich anfangs inselartig inmitten ausgedehnter Wälder zu behaupten suchten. Angehörige dieser früherer Gesellschaften nutzen sämtliche Räume zunächst nur sporadisch, vornehmlich saisonal im Rahmen einer nomadischen Lebensweise. Erst mit der Sesshaftwerdung traten dann fundamental veränderte Nutzungen in den Vordergrund. Die damit verbundene Festlegung des Lebensraumes auf ein räumlich begrenztes Areal stand im Zusammenhang mit der zunehmenden Dominanz der Nutzung domestizierter Pflanzen. Deren Anbau erfolgte in natürlichen Zyklen, vorgegeben von den Jahreszeiten und den naturgegebenen Phasen von Einsaat, Reife und Ernte. Doch nie ließ sich im Vorwege aufgrund wechselnder Witterungsbedingungen verlässlich der Ertrag der angebauten Früchte einschätzen. Ob der alljährlich geleistete Einsatz letztlich den erhofften Ertrag bringen würde, blieb bis zum Einbringen der nicht selten kargen Ernte offen.

In der Forschung nahmen Untersuchungen zum Werdegang des frühen Ackerbaus breiten Raum ein, ohne dabei den herrschaftlichen Rahmenbedingungen stets die erforderliche Bedeutung beizumessen. Tatsächlich ist die Durchsetzung des Ackerbaus jedoch eng mit der Etablierung herrschaftlicher Strukturen verbunden. Funde von Getreidelagern auf der um 810 zerstörten slawischen Burg von Tornow in der Lausitz belegen Feldfrüchte, die seitens der Herren von den unterworfenen Bauern eingezogen worden waren. An der Spitze standen dort Roggen und Hirse, gefolgt von Weizen, Gerste und Hafer. Der Anbau erfolgte in mehrjährigen Fruchtwechseln, mit mindestens einem Brachejahr.²¹ Vergleichbare Befunde konnten für das 9. Jahrhundert auf der Kaaksburg im Holsteiner Altsiedelland gesichert werden.²² Für das Umfeld der slawischen Burg von Starigard/Oldenburg in Wagrien konnte für das ausgehende 10. Jahrhundert ein breites Spektrum unterschiedlicher Ackerfrüchte festgestellt werden, klar dominiert vom Anbau unterschiedlicher Getreidesorten.²³

Tatsächlich handelt es sich bei diesen Befunden nicht um während des 9. oder 10. Jahrhunderts erfolgte Innovationen, sondern vielmehr um die bereits seit mehreren Jahrtausenden in Mitteleuropa belegbare enge Verbindung zwischen Ackerbau und Herrschaftsbildung. Als wichtigste gegenständliche Quelle sei die um 1600 v. Chr. im Boden deponierte berühmte Himmelsscheibe von Nebra angeführt. Dieses frühe Objekt der Astronomie gilt als „durch und durch rational“ konzipiertes Werk. Der auf der Scheibe abgebildete Sternenhafen der Plejaden war seinerzeit im Bereich des mitteldeutschen Fundortes jeweils um dem 10. März und um den 17. Oktober über dem Horizont sichtbar.²⁴ Diese Termine verweisen auf den Beginn wie auch auf das Ende des sich alljährlich wiederholenden bäuerlichen Getreideanbaus. Dabei bilden diese genannten Termine unverzichtbare Orientierungshilfen, insbesondere für den günstigen Zeitpunkt der Einsaat des anzubauenden Getreides.

1. Jahr	2. Jahr	3. Jahr	4. Jahr	5. Jahr >
Brache	Brache	Weizen / Gerste / Hafer	Roggen	Hirse
Hirse	Brache	Brache	Weizen / Gerste / Hafer	Roggen
Roggen	Hirse	Brache	Brache	Weizen / Gerste / Hafer
Weizen / Gerste / Hafer	Roggen	Hirse	Brache	Brache
Brache	Weizen / Gerste / Hafer	Roggen	Hirse	Brache

Abb. 3: Ein rekonstruierter fünfjähriger Anbauzyklus im Umfeld der frühslawischen Burg von Tornow, Lausitz (nach Herrmann: Die Slawen, S. 75).

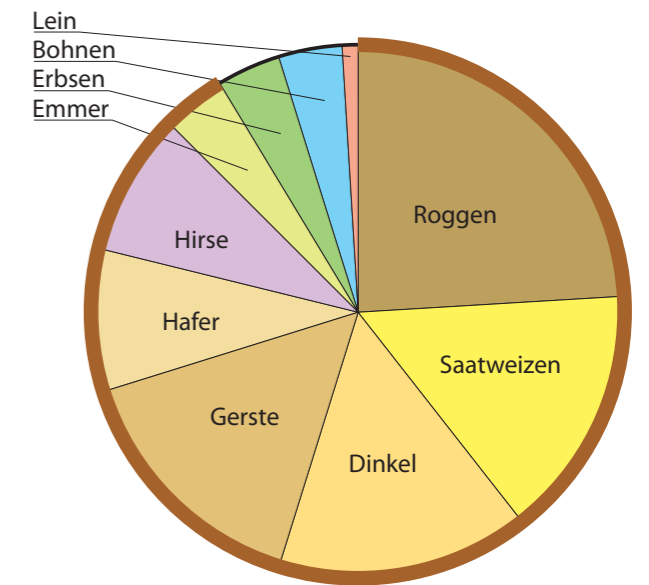


Abb. 4: Ungefähre quantitative Verteilung der Anbaufrüchte im Umfeld der Burg Starigard (Oldenburg), um 983 / 1011 (nach Gabriel: Starigard/Oldenburg I, S. 67).

Bei der Himmelscheibe in ihrem letztgültigen Zustand handelt es sich um eine Kombination des Mond- mit dem Sonnenkalender, was letztlich zum Zwecke der Optimierung des bäuerlichen Getreideanbaus erfolgte. An dessen reibungslosen Ablauf hatten nicht nur die mit der Feldbestellung befassten Bauern massives Interesse, sondern ebenso deren Herren. Wer den Kalender kannte, sei es als Priester oder als weltlicher Herr, besaß Macht über die bäuerlichen Produzenten und konnte dieses Wissen gezielt zum Ausbau seiner Position einsetzen. Ohnehin gilt allgemein „die überragende Bedeutung des Kalenders für die Installation von Herrschaft durch die jeweiligen ‚Meister der Zeit‘.“²⁵ Zeitgleich mit der Himmelscheibe nachgewiesene Gehöfte im Raum zwischen Halle und Merseburg, in dem für den frühen Getreidebau besonders geeigneten Geltungsbereich der Himmelscheibe, belegen diese Zweckbestimmung ebenso wie reiche „Grabbeigaben hochrangiger Personen“,²⁶ die ihrerseits die Existenz einer übergeordneten nicht bäuerlich arbeitenden Schicht und damit eine differenzierte Sozialstruktur bestätigen.

Diese sich als Elite verstehende Schicht dürfte es gewesen sein, die primär vom überregionalen Handel mit Metallen zur Bronzeherstellung profitierte wie auch vom Handel mit Luxusgütern.²⁷ Ihren Ausdruck fand diese Führungsschicht mit reichen Bestattungen in den zu diesem Zwecke errichteten, weithin sichtbaren Hügelgräbern. Bereits für das Paläolithikum belegen in Begräbnissen abgelegte Statussymbole erste Hinweise auf das Ausklingen egalitärer Gesellschaften.²⁸

Für die Bronzezeit hob Karl-Rolf Schultz-Klinken in seinem Mecklenburger Untersuchungsraum den Anbau von Hafer als wichtigsten Getreide hervor. In der vorausgegangenen Jungsteinzeit hatten diese Position noch gemeinsam Einkorn, Emmer, Gerste und Hirse eingenommen. In der Eisenzeit kam dann dem vereinzelt seit 1000 v. Chr. nachweisbaren Roggen die Position des wichtigsten angebauten Getreides zu.²⁹

Somit ist bereits für die mehr als dreieinhalb Jahrtausende zurück liegenden Zeiten die wesentliche Verbindung zwischen dem Getreideanbau, den führenden Gesellschaftsschichten und den Herrschaftsstrukturen hinreichend belegt.³⁰ Diese Konstellation gilt grundsätzlich für vergleichbare gesellschaftliche Differenzierungen in späteren Zeiten. Allerdings wird gelegentlich bis heute allein die Existenz einer etablierten Herrschaft vor dem 12. Jahrhundert für die Lande nördlich der Elbe aus der Perspektive einer angeblich „germanisch“ geprägten gesellschaftlichen Gleichheit bestritten.³¹ Diese Ansicht gründet jedoch letztlich auf substanzlosen völkischen Sichtweisen. Doch nicht nur erhaltene Schriftquellen, sondern gleichermaßen Begräbnisse, die eine abgehobene Oberschicht dokumentieren, herrschaftliche Burgen, tradierte Strukturen bäuerlicher Abgaben und anderes mehr belegen zweifelsfrei die Existenz ausgeprägter herrschaftlicher Ausrichtungen in Stormarn, wie auch in den anderen nordelbischen Landen, bereits lange vor dem 12. Jahrhundert.

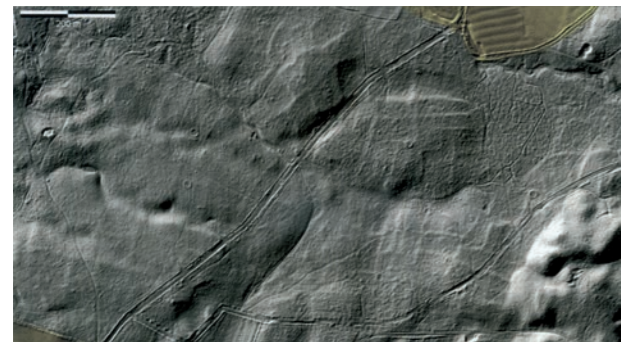


Abb. 5: Celtic fields in der Hahnheide (nach Arnold: Schleswig-Holstein neu entdecken, S. 8).

Auch wenn die Bildung von Ortsnamen nur allgemeine Aussagen sich ablösender vorrangig verwendeter Grundwörter zuzulassen scheint, so gestatten diese dennoch fallweise klare Hinweise auf die in der Entstehungszeit im Lande vorherrschende Sozialstruktur. So wird der Name von Rahlstedt als „Stätte, Wohnstätte, Wohnplatz – altsächsisch stēdi, mittelniederdeutsch stēde, neuniederdeutsch Stē(d) – des Radolf, Radulf“ gedeutet.³² Entsprechend gilt Duvenstedt als „Stätte [...] des Duvo, Duve“.³³ Diese Ortsnamen verweisen somit auf eine bedeutende Person, einen Mann, der den jeweiligen Anlass zu dieser Namensbildung gab, ohne dass dessen Funktion näher fassbar wäre. Anders verhält es sich bei dem Ortsnamen Bünningstedt. Dieses Toponym erklärte Wolfgang Laur als „Stätte, d. h. Wohnstätte, Siedlung der Leute des *Buno, Būni“.³⁴

Entsprechend ist der Ortsname Mellingstedt als „Stätte [...] des Melling“ oder wohl eher als Stätte der „Leute des Madalo“ zu verstehen.³⁵ Derartige Ortsnamen verweisen somit auf einen übergeordneten Herrn als Namensgeber, dessen anonyme „Leute“ in der so benannten Siedlung ansässig waren. Einmal mehr ist dies ein aussagekräftiger Hinweis auf die von derartigen Herren dominierte Sozialstruktur im alten Stormarn.

In den Zeiten des Hochmittelalters sind auch nördlich der Elbe vielfältige Neuerungen zu beobachten. So erfolgte seinerzeit die Ablösung des seit mehreren Jahrtausenden belegten Häuserbaus in Pfostenbauweise durch den langlebigeren Ständerbau, der ebenerdig auf massiven Steinfundamenten erfolgte. Durch die fehlende Eintiefung der Ständer in den Untergrund sind Ständerbauten allerdings nur schwer im archäologischen Fundbild nachzuweisen. Diese Veränderung der Bauweise dürfte massiv das Siedlungswesen beeinflusst haben, was sich vordergründig auch in der Vergabe von Ortsnamen mit dem Grundwort „-dorf“ niedergeschlagen haben dürfte, ohne dass sich die konkreten Abläufe bislang näher fassen lassen. Parallel bildeten sich zunehmend Dörfer als genossenschaftlich geprägte Siedlungen gleichberechtigter, unter den Bedingungen der Grundherrschaft lebender Zinsbauern heraus.

Dieser Wechsel zum Ständerbau wiederum stand im direkten Zusammenhang mit der Fixierung der Siedlungen an einem bestimmten Ort, während vorher durchaus – wenn auch wohl nicht durchgehend – fallweise die Siedlungsplätze kleinräumig verlegt wurden. Damit wurden fortan die zumeist dorfnah gelegenen Äcker einer permanenten Nutzung ausgesetzt, die vorher tendenziell nach einer gewissen Nutzungszeit angesichts ihrer nachlassenden Fruchtbarkeit aufgegeben wur-

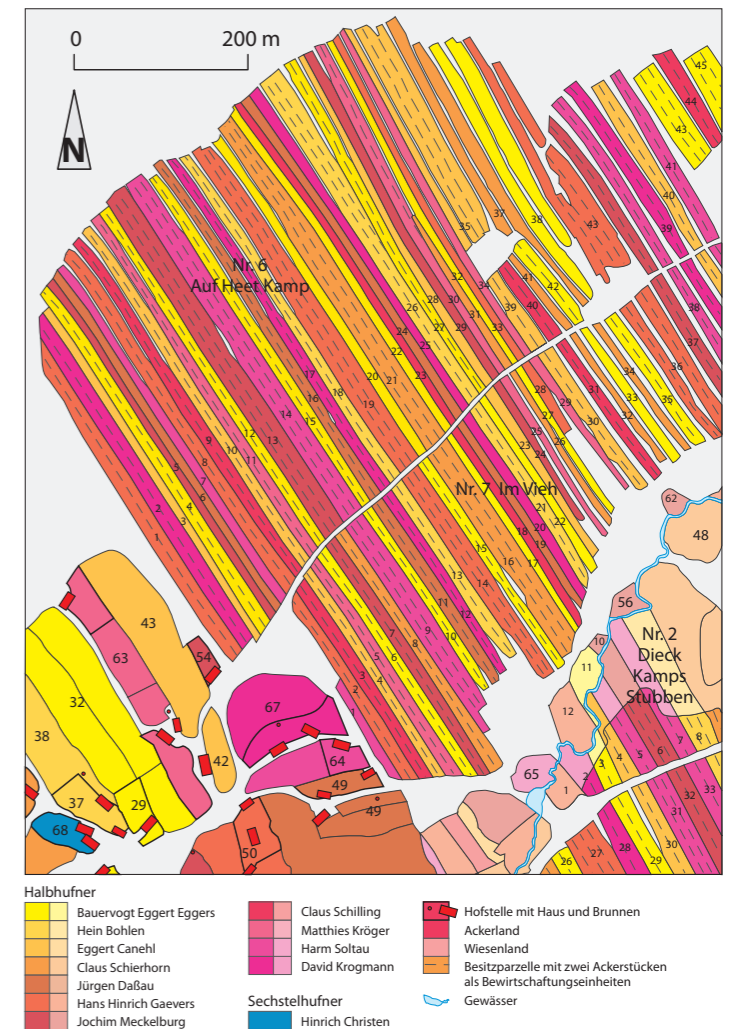
den, während andernorts neue Äcker in den Wald hinein gerodet wurden. Da aber die tendenzielle Erschöpfung der Böden als Naturgesetz keineswegs seine Wirkung verlor, hingegen aufgrund des zunehmenden Verlustes der Vielfalt der Anbaufrüchte dieser Prozess fatalerweise sogar an Intensität zunahm, sorgten eingeschobene Brachejahre, in denen die Äcker mittels Beweidung tierischen Dünger erhielten, für eine merkliche Verzögerung der Bodenerschöpfung, die dennoch nicht außer Kraft zu setzen war.³⁶

In all diesen Vorgängen ist, auch wenn die heute vorliegenden historischen Schriftquellen dies nirgendwo direkt ausführen, die Interessenlage der jeweiligen Grundherren als treibende Kraft auszumachen. Die Bildung fester Siedlungen, die dann namentlich in der schriftlichen Überlieferung erscheinen, markiert eine neue Dimension der herrschaftlichen Durchdringung der ländlichen Räume.³⁷ Zuvor sind nördlich der Elbe in der spärlichen schriftlichen Überlieferung vornehmlich Burgen und bedeutende Sitze der Herren genannt (Esesfeld bei Itzehoe, Hammaburg, Delbende). Hinzu kommen Bischofsitze (Hammaburg), Klöster (Welanao bei Itzehoe), Kirchen (Heiligenstedten, Meldorf, Schenefeld, Hammaburg), Handelsplätze (erneut Hammaburg) und Villikationen (Herwardeshude, Eppendorf, Barmstedt), die für die Herren multifunktional als Betriebe und als Sammelstellen dienten, ohne dass damit deren Funktionen erschöpfend dargestellt wären.

Allerdings sind diese neuen dörflichen Siedlungen, die sich zunehmend von Hufnern als genossenschaftlich und eigenverantwortlich wirtschaftenden Bauern geprägt zeigen, keineswegs Orte, wo zwingend nennenswerte Überschüsse erwirtschaftet wurden. Ohnehin waren die Herren nicht auf Überschüsse angewiesen, da sie ebenso wie die kirchlichen Zehntherrn von den Bauern jene Getreidemengen einzogen, auf die sie ein Recht zu haben meinten. Und meinte ein Herr zusätzlicher Mittel zu bedürfen, sei es zur Führung eines Kriegszugs oder zur Kompensierung eines erlittenen Schadens, so zog er diese in Form einer Bede als Sonderabgabe ein. Die einzige Grenze der Herren zur Durchsetzung ihrer Interessen bildete die Überlebensfähigkeit der untergeordneten Bauernhöfe, die unbedingt gewahrt werden musste, bildeten doch die auf diesen Bauernhöfen erwirtschafteten und von ihnen angeeigneten Naturalien die Grundlage ihres Reichtums und ihrer Macht.

In den hier genannten Veränderungen vornehmlich Innovationen zu sehen, greift jedoch letztlich zu kurz. Sämtliche Innovationen wurden begleitet vom Anbau nur noch weniger Getreidesorten, zu Lasten einer in früheren Zeiten gepflegten größeren Vielfalt, was sich kurzfristig als überaus lukrativ, längerfristig hingegen als fatal erweisen sollte. Dieser seitens der Forschung „Vergetreidung“ genannte Prozess hatte die Einführung des schollenwendenden Streichbrettfluges und die Anspannung des fortan als Zugvieh verwendbaren Pferdes mit dem Kummel anstelle des im Joch eingespannten und weniger produktiven Ochsen zu Voraussetzung; der Name Kummel deutet als slawisches Lehnwort auf die Übernahme dieser innovativen Technik aus dem slawischen Kulturkreis. In der Konsequenz entstanden nördlich der Elbe als ideale Äcker für den Einsatz des verbesserten Pfluges jene großflächigen Langstreifenfluren, die bis zu den Agrarreformen des 18. Jahrhunderts weite Landschaften prägten. Zuvor waren vornehmlich mit dem Haken kleinere rechteckig oder unregelmäßig geformte Flächen bestellt worden, deren erhöhte Ränder noch heute rudimentär in vielen Wäldernerkennbar sind, so auch in der Hahnheide.³⁸ Derartige sogenannte „celtic fields“ gelten als typische Ackerformen der Eisenzeit und dürften über lange Zeiträume hinweg bewirtschaftet worden sein. Deren Kleinteiligkeit wird mit Erteilungen erklärt.³⁹

Diese innovativen Neuausrichtungen resultierten zu verlässlicheren und höheren Erträgen der Ackerwirtschaft und dürften erhebliche Intensivierungen der Herrschaftsausübung bewirkt haben. Diese Aussicht auf längerfristig verlässlichere Erträge dürfte die sächsischen Herzöge aus dem Haus der Billunger in die Lage versetzt haben, deutlich mehr als nur gelegentliche „Tributforderungen“ nördlich der Elbe anzumelden, auf die manche Autoren hier die Aktivitäten dieses mächtigen Herzogshauses beschränkt wissen wollten.⁴⁰



Karte 3: Im Besitz der Hufner befindliche Langstreifenfluren bei Meiendorf.

Umweltfolgen des Ackerbaus

Als natürliche Vegetation der eingangs genannten vornehmlich sandigen Böden des Rahlstedter Umfelds ergeben sich unter dem etwa von 1000 v. Chr. bis etwa 1000 n. Chr. vorherrschenden Klima Mischwälder aus Rotbuche mit Eiche, durchsetzt mit weiteren Baumarten wie Fichte, Birke, Hainbuche, Esche, welche angesichts der konkreten Verhältnisse kleinräumige Varianten herausbildeten. Der auf den derart geprägten ökologischen Raum gründende ökonomische Raum lässt sich in den frühen Zeiten lediglich marginal und unzusammenhängend ausmachen. Erkennbar ist dieser zunächst anhand zahlreicher aufgefundener Verhüttungsplätze, also mit Hilfe der Archäologie. Diese örtlich gebundene Nutzung des natürlich vorkommenden Raseneisenerzes, das sich als Folge langandauernder Staunässe in den Niederungen einlagerte, wurde seit dem Beginn der Eisenzeit betrieben. Damit verbunden war die gewonnene Unabhängigkeit von den bisher erforderlichen Importen der Bronze und deren Ausgangsstoffen Kupfer und Zinn. Doch Datierungen, die Auskunft über zu bestimmten Zeiten betriebene konkrete Verhüttungsplätze und mögliche Veränderungen regionaler Rasenerzvorkommen geben könnten, liegen für den Rahlstedter Raum bislang nicht vor.

Auch angesichts des nunmehr erleichterten Zugangs zu dem wichtigsten für die Herstellung von Werkzeugen nutzbaren Metalls, dem regional natürlich vorhandenen Eisen, blieb der zur Nahrungserzeugung betriebene Ackerbau das bedeutendste Standbein des gesamten Wirtschaftslebens. Das eingebrachte Getreide diente den bäuerlichen Produzenten als Lebensgrundlage, doch beanspruchten neben den Grundherren auch weitere übergeordnete Herren einen Anteil an diesen Produkten. Diese Ausrichtung fand eine massive Steigerung im beginnenden 9. Jahrhundert mit der Eroberung des sächsischen Nordelbians durch die Karolinger. Fortan waren die Bauern bei harten Strafandrohungen gezwungen, der Kirche unentgeltlich den zehnten Teil ihrer Ernten zu überlassen. Und auch die neuen karolingischen Grafen und Herren, die sich wohl bald mit dem einheimischen sächsischen Adel verbanden, forderten einen wahrscheinlich zunehmenden Anteil an der Ernte ihrer bäuerlichen Hintersassen.

Die Bildung von Hufen als wesentlichen Einheiten der bäuerlichen Betriebe, die mit dem Einsetzen entsprechender Schriftquellen überall auch nördlich der Elbe erscheinen, werden in der agrargeschichtlichen Forschung als eine Art „Verbäuerlichung“ gewertet. Beginnend bereits mit ihrer Entstehung sind diese Hufen als Einheiten der bäuerlichen Wirtschaft, sowie gleichermaßen auch als essentieller Ausdruck der grundherrschaftlichen Bindungen ihrer Wirte zu verstehen. In den Landschaften am südlichen Elbufer und dessen Hinterlanden sind Hufen als bäuerliche Betriebe durchgehend seit dem 9. Jahrhundert belegt. Unter anderem im Bardengau (*Bardanga*) im Umfeld Lüneburgs hatte 892 ein Graf Ekbert von König Arnulf (reg. 887-899) insgesamt 36 Hufen im einheitliche Umfang von jeweils 60 Morgen Landes (*ut unusquisque mansus iugera LX habeat in mensura*) geschenkt erhalten. Zu diesen Hufen gehörten abhängige Menschen ebenso wie Äcker, Wiesen, Weiden und andere formelhaft genannte Pertinentien (*his omnibus hobas triginta VI et ad unamquamque hobam sexaginta, cum familiis, mancipiis, campis, agris, pratis, pascuis, silvis, aquis, aquarumque decursibus, molendinis, viis et inviis, piscationibus exitibus ac redditibus quesitatis*).⁴¹ Bis auf die hier gewissermaßen als Lebendinventar genannten *mancipiis* bleibt das immobile Zubehör ein steter Bestandteil der bäuerlichen Hufen, die zunehmend eigenverantwortlich bewirtschaftet wurden. In den formelhaften Texten der Urkunden sind derartige Pertinenzen durchgehend über die Jahrhunderte hinweg verwendet worden. Im Jahr 892 dürften diese Hufen aber noch jeweils einer Villikation zugeordnet gewesen sein. Vielfach mussten Angehörige der unteren Stände in den Zeiten seit der karolingischen Eroberung als *mancipiis* auf derartigen Fronhöfen der Herren arbeiten. Auf den Villikationen gehörten diese unfreien Menschen zum Inventar von nicht selten großen Betrieben.

In Stormarn sind letzte Spuren dieser Herrschafts- und Wirtschaftsform noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts belegt, wobei diese in den zeitgenössischen Schriftquellen mit unterschiedlichen Bezeichnungen erscheinen. 1229 wurde im Marschdorf Neuengamme unter Graf Adolf IV. von Holstein aus dem Hause Schaumburg ein Lite als Inhaber einer Halbhufe genannt (*litone nostro*). Noch 1249, als sich längst die auf die Einziehung von Rentenleistungen der bäuerlichen Hufen konzentrierende Grundherrschaft durchgesetzt hatte, erscheinen in Dammfleth in der Wilstermarsch unfreie Arbeitsleute (*propriis laboribus*) in einer Urkunde der Grafen Johann I. und Gerhard I. von Holstein für das Stift Neumünster.⁴² Für das Jahr 1256 sind auch in Holm bei Wedel und in Lutzhorn bei Barmstedt *liones* belegt. Noch 1361 wurden in Hetlingen bei Haseldorf dort ansässige Liten (*littonibus*) angesprochen. Selbst wenn es sich bei den jüngeren Erwähnungen um bloße Ansprüche der Herren handeln sollte, belegen diese dennoch die vormalige Realität dieses Standes in den Dörfern des Stormarner Altsiedellandes. Eigenleute (*virii proprii*) erscheinen 1275 in den Stormarner Altsiedlungsdörfern Bramfeld, Barmbek und Mellingstedt (*ad bona prescripta hii tres virii proprii sunt: scilicet Johannes, villicus in Bramvelde, Rederus in Bernebeke, Wolderus in Melliggestede*).⁴³ Der genannte Johannes war in Bramfeld als *villicus* tätig, also in einer gehobenen Position, einer lokalen Verwaltungstätigkeit.

Schon um 1140 hatte der Hamburg-Bremer Erzbischof Adalbero (amtierte 1124-1148) über Höfe in Eppendorf, Rellingen und Barmstedt mit zugehörigen Unfreien verfügt (*curtim in Eppenthorp, et curtim in Reinlage, et curtim in Barmitste cum omnibus attinentiis, agris, mancipiis, pratis, areis, silvis, pascuis, aquis, molendinis*). In der betreffenden Urkunde wurde außerdem verfügt, die Verpflichtung zur Entrichtung des Zehnten beziehe sich auf Freie wie auf Unfreie (*decima [...] tam de liberis, quam de propriis*). Diesem Passus wird schwerlich ein Realitätsbezug abzusprechen sein. Zudem sind die drei in der Urkunde genannten unfreien *mancipia* den drei dort als *curtes* bezeichneten Villikationen zuzuordnen.⁴⁴

Noch bei den 1361 vom Stader Benediktinerkloster St. Marien dem Hamburger Domkapitel verkauften Besitzungen in dem Marschdorf Hetlingen in der Haseldorfer Marsch gehörten auch Menschen unfreien Standes zu dem Verkaufsgut (*curiam nostram sitam in Hetlinghe iuxta Albeam cum omnibus suis agris cultis et incultis, decima maiore et minore cum censu, qui greveschat dicitur, et cum censu avene, littonibus, areis, censu pullorum et cum omnibus suis pertinentiis*).⁴⁵ Auch wenn einige hier verwendete Formulierungen formelhaft erscheinen – was dem damals geltenden Standard entsprach –, so wäre deren rechtsverbindliche Nennung unsinnig, hätte sie keinerlei juristische Relevanz besessen.

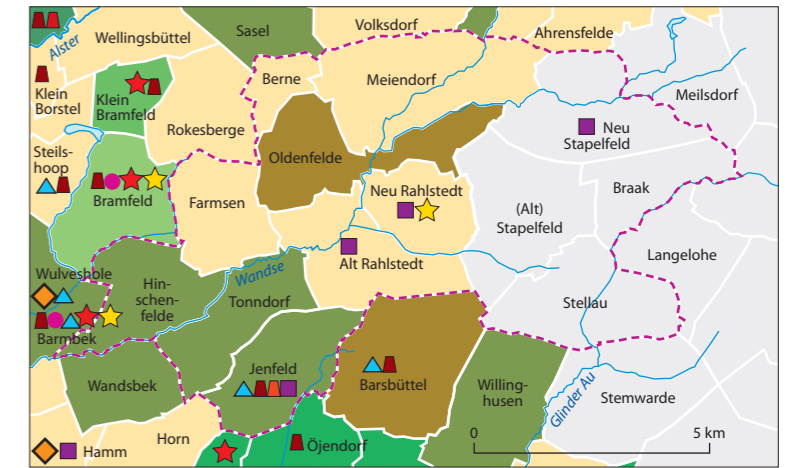
Der Landesgeschichtler Walther Lammers jedoch wollte diese Quellaussagen zu möglichen sozialen Unterschieden in Nordelbien nicht gelten lassen und verwarf sie pauschal als Einflüsse aus Südelbien, von dessen Gesellschaftsordnung sich Holstein und Stormarn signifikant unterschieden hätten.⁴⁶ Doch für diese, auch von anderen Autoren vertretene Auffassung, konnten nie belastbare Belege beigebracht werden. Hingegen sind südlich wie nördlich der Elbe seit dem 9. Jahrhundert nicht nur wiederholt dieselben Familien, sondern sogar einzelne Herren belegt. Dass diese nördlich des Stromes anders agiert hätten als südlich von diesem, ist nirgendwo sicher erkennbar.

Wahrscheinlich dürfte den Bauern, zumal wenn diese, zwar in grundherrschaftlicher Abhängigkeit, aber doch eigenverantwortlich agierten, die Gefahren der zunehmenden Monokultur bewusst gewesen sein. Diese mussten sie auf Druck der Herren praktizieren und konnten wahrscheinlich bald beobachten, dass sich diese Anbaupraxis in zurückgehenden Erträgen auswirkte. Doch die Herren forderten für die Nutzung des ihren Zinsbauern überlassenen Landes bestimmte Getreidesorten als alljährlich abzuleistende Naturalabgaben, was den Bauern keine Wahl ließ. Nördlich der Elbe traten jahrhundertlang vor allem Roggen und Hafer als Naturalabgaben hervor, nachgeordnet regional auch Gerste. Als vergleichsweise salztolerantes Getreide wurde Gerste (*Hordeum vulgare*) vor allem in den Marschen an der Elbe angebaut und erscheint dort im 13. und 14. Jahrhundert als Anbaufrucht.⁴⁷

Allerdings wurden die geernteten Getreide im Handel höchst unterschiedlich bewertet, was erst später eindeutig belegt ist. Demnach wurde der beste Böden erfordernde Weizen (*triticum*) doppelt so hoch bewertet wie der Roggen (*siligo*). Dieser wiederum verhielt sich zur Geste (*ordeum*) und zum Hafer (*avena*) im Verhältnis 4 : 3 : 2.⁴⁸ Mithin erbrachte ein Scheffel Weizen den vierfachen Erlös eines Scheffels Hafer. Auch wenn dieses Preisgefüge schematisch anmutet und zu unterschiedlichen Zeiten sicherlich Schwankungen unterworfen gewesen war, dürfte es als grobe Orientierung dienen.

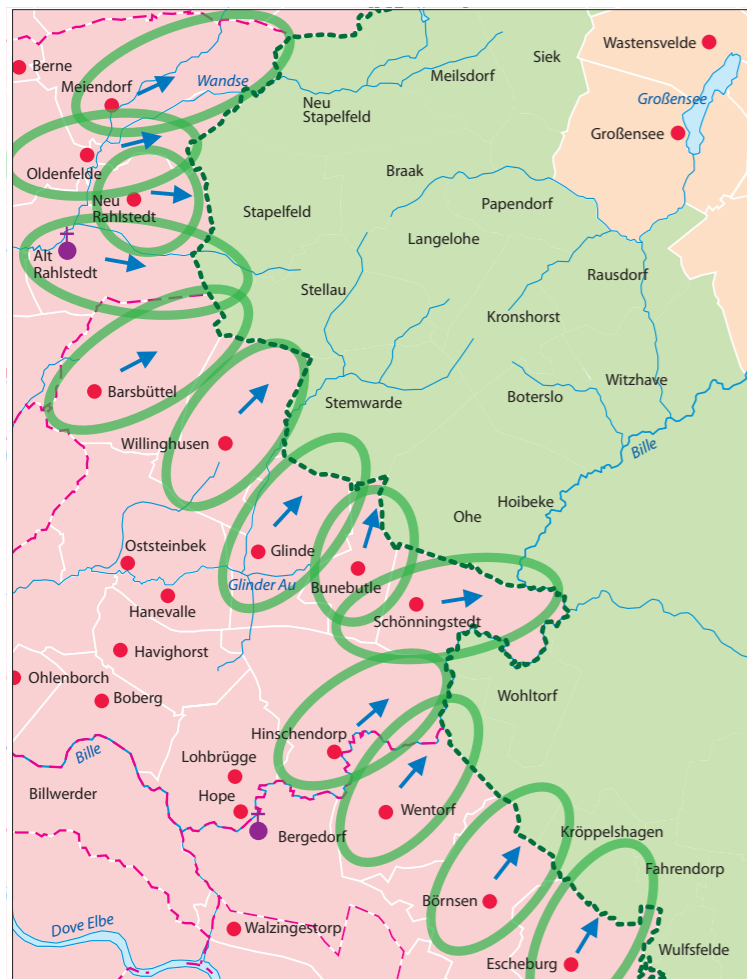
Die Bemessung der bäuerlichen Leistungen, deren Hufen im Dorf anfangs einheitliche Größen aufgewiesen haben könnten – was allerdings keineswegs gesichert erscheint –, erfolgte nach einheitlichen Bemessungssystemen, dem Hamburger, Bremer, Stader oder anderen Scheffelmaßen und war seitens der jeweiligen Herren auf Einheitlichkeit ausgelegt. Das Risiko der alljährlich schwankenden Erträge mussten fortan die selbständig und eigenverantwortlich wirtschaftenden Hufner tragen, während in der älteren Form der auf herrschaftlichen Höfen betriebenen Villikationswirtschaft mit abhängigen dienstpflichtigen Arbeitern das Risiko bei den Herren gelegen hatte. Die neue „Freiheit“ der Bauern endete somit bereits bei den Anbaufrüchten, die sie auf den allergrößten Flächen ihrer Äcker nicht selbst wählen konnten. Dieser Prozess der sogenannten Vergetreidung eröffnete den Herren die Möglichkeit, aus diesen einfach zu bemessenden, lagerfähigen und für den Transport wie auch für den Handel geeigneten Agrarprodukten zusätzliche Gewinne zu erzielen. Fortan sollte diese auf alljährlich abzuführende Renten orientierte grundherrschaftliche Wirtschaftsweise die Lebenswirklichkeit der Stormarner Dörfer bestimmen.

Die negativen Folgen für die Böden wurden seitens der Herren offenbar ignoriert und von den nicht nur in dieser Hinsicht weitgehend machtlosen Bauern wohl zumeist fatalistisch verdrängt.



Heuerleistungen pro Hufe:	Strukturelle Elemente:
2 ½ Scheffel	Unfreier
3 Scheffel	Oding-Recht
4 Scheffel	Zugehörig zu Besitzkomplexen 1271/75
4 ½ Scheffel	Erlaubnis zum Ein- und Absetzen von Bauern
5 Scheffel	Zehntmaß, Bremer Scheffel, Kapitels Himpten
6 Scheffel	Villikation
Sonstige vor etwa 1100 besiedelte Orte	Im Stader Raum beheimateter Herr
Vor etwa 1100 unbesiedelte Landschaft	

Karte 4: Bäuerliche Heuerleistungen und strukturelle Elemente in den Dörfern des Kirchspiels Rahlstedt.



Karte 5: Der östliche Rand der Stormarner Besiedlung um etwa 1100. Die Siedlungsdynamik der bestehenden Dörfer bewirkte eine Expansion in den Wald hinein, ohne dass es dort über lange Zeit hinweg zur Neugründung von Siedlungen kam. Neu-Rahlstedt, wo die Höfe des Dorfes innerhalb der Gemarkung vergleichsweise zentral liegen, entstand augenscheinlich durch eine Ausgliederung aus der Alt-Rahlstedter Feldmark. Auch alle später östlich dieser Linie entstandenen Dörfer folgten diesem Muster.

angelegt wurden. Möglich ist aber auch die Siedlungsbildung an einem Ort, wo zuvor bereits Menschen tätig waren und gewissermaßen das Feld bereitet hatten.

Aus der Reinbeker Amtsrechnung des Jahres 1578 lässt sich anhand der Dorfes Stellau exemplarisch die damals herrschende Siedlungsdynamik nachvollziehen. Zusätzlich zu ihrer regulären Grundheuer zahlten die Hofbesitzer gemeinsam 1 Mark 4 Schillinge für die Nutzung der Stubbenbrocker Wiese (*sambt vor de Stubbenbrocker wissche 1 mr 4 B*). Allerdings ist nicht gesichert, dass jeder der zehn Höfe diese Nutzungsrechte auch wahrnehmen konnte. Zusätzlich zahlten zwei Höfewirte jeweils 14 Schillinge *vor de halve Mölenwisch* sowie ein weiterer Wirt 1 Mark 2 Schilling *vor de Brander Hofe*. Bereits 1534 hatten drei Stellauer Höfewirte zusätzlich jeweils *noch vor 1 woste houe* sowie ein weiterer zusätzlich 20 Schillinge *noch vor 1 wysck up de Stupbebeke* gezahlt.⁵¹ Es dürfte nahe liegen, dass die Höfewirte bereits in den früheren Zeiten jede Gelegenheit zur Hinzugewinnung zusätzlicher Nutzflächen für ihre Höfe wahrzunehmen verstanden.

Allerdings lässt sich keineswegs von einer seit dem Siedlungsbeginn durchgehenden Kontinuität dörflicher Gemarkungsgrenzen ausgehen. Anlässlich des Erwerbs der drei Dörfer Woldenhorn, Ahrensfelde und Meilsdorf durch das Kloster Reinfeld entstand 1327/28 die wohl umfangreichste und detaillierteste Grenzbeschreibung, die für diese Zeit aus Stormarn überliefert ist. Sofern nicht Wasserläufe als Abgrenzungen dienten, wurden Fluren namentlich genannt, die als die entferntesten Zugehörigkeiten des neuen Klosterbesitzes markierten, oder auch summarisch eine benachbarte Gemarkung wie Großhansdorf (*campus Johannistorpe*) oder Papendorf (*Papendorpeschede*). Nur vereinzelt wurde mit *Bebenbrughe / Bolbrughe* ein konkreter Geländepunkt benannt. Bollbrücke be-

Siedlungsgrenze um 1100

Im Zuge seiner Untersuchung der Wüstungen in der Eifel hatte Walter Janssen auch mehrere westlich von Bonn gelegene Dörfer untersucht, deren Ortslagen innerhalb der jeweiligen Gemarkungen exzentrisch anmutete. Sämtliche dieser acht Dörfer, die sich nebeneinander parallel im ungefähr gleichen Abstand zum Rhein über etwa acht Kilometer erstrecken, lagen in den östlichen Teilen ihrer jeweiligen Gemarkungen, die sich in westlicher Richtung in den damals bewaldeten Höhenzug *Die Vile* hinein erstreckten. Diese Konstellation entsprach der dortigen Siedlungslage während der frühmittelalterlichen Merowingerzeit. Auch wenn sämtliche Gemarkungsgrenzen erst im Laufe längerer Prozesse herausgebildet und erst im Laufe der Neuzeit in linearen Formen festgelegt wurden, belegen diese in dem hier angesprochen Fall zweifellos eine frühmittelalterliche Konstellation.⁴⁹

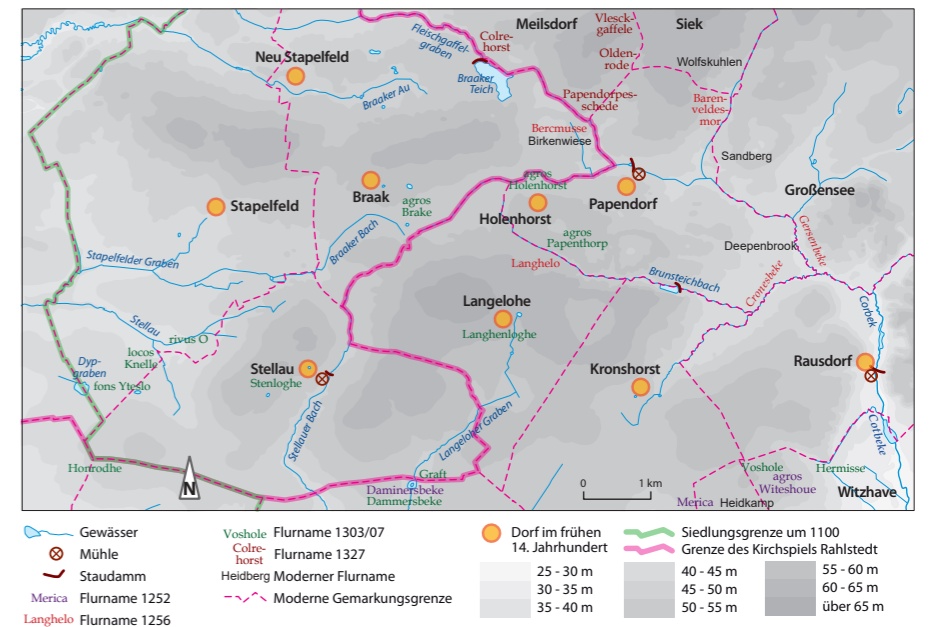
Ein durchaus vergleichbares Siedlungsbild zeigt sich im Zentrum des Kirchspiels Rahlstedt und setzt sich in südliche Richtung bis jenseits der Bille fort. Die Dorflagen von Alt-Rahlstedt und vor allem von Meiendorf befinden sich weit im Westen ihrer jeweiligen Gemarkungen. Bei Oldenfelde lässt sich der östliche Teil der Gemarkung als strukturell jünger als der westliche Teil ausmachen. Im direkten Anschluss an die Höfe gab es dort noch 1782 zum Zeitpunkt der ersten Vermessung mit *Auf den Kamp* nur eine Ackerflur, weiter nach Osten schlossen sich ausschließlich Wiesen, Weiden und Buschländereien an.⁵⁰ Ein vergleichbares Bild bieten auch die benachbarten Gemarkungen.

Doch bei genauerer Betrachtung sind es nicht die östlichen Grenzen in den extensiv von den Dörfern genutzten Wäldern, die hier sichtbar sind, sondern vielmehr die westlichen Außengrenzen der im deutlichen zeitlichen Abstand in diesem Wald gegründeten Dörfer. In diesen Neugründungen erfolgte die Positionierung der Siedlung meist zentral an einer günstig gelegenen Örtlichkeit, in deren Umfeld die intensiv genutzten Äcker und Wiesen

zieht sich auf eine dort gelegene "Bohlenbrücke" oder einen "Knüppeldamm".⁵² Als der Hamburger Rat 1394 einen Schiedsspruch zum Verlauf der Grenze zwischen Hinschenfelde und Farmsen fällte, verlief diese in einem waldigen Terrain; *alse van der scheidunghe weghene unser holtinge van Hintzekenvelde unde erer holtinge van Vermerschen*. Genannt wurde dabei als Landmarke *Heynen Vermerschen kruce, dat oppe der Leemyren steyt*. Von dort sollte die Grenze den Bach *Leemyre* folgen bis zu einem Hopfengarten (*Hoppengharden*).⁵³ Lineare Verläufe über Land im heutigen Sinne sind abseits von Gewässerläufen bei näherer Betrachtung in den frühen Stormarner Beurkundungen von Grenzen nicht dokumentiert. Hingegen vertrat die ältere Forschung die Auffassung, „man legte Wert auf die genaue Abgrenzung der Almende in Heide, Wald und Moor zwischen den Dörfern“⁵⁴, was jedoch nicht der historischen Realität entspricht.

Ohnehin war es angesichts der damals vorherrschenden Nutzungen nicht erforderlich, jenseits der stets exklusiv einem bestimmten Dorf zugehörigen Äcker und Wiesen in gleicher Weise auch die Wälder, Moore und Heiden konkret aufzuteilen. Die Nutzung dieser Ländereien erfolgte von den Bauern der angrenzenden Dörfer gemeinsam. Für das dort in die Weide getriebene Vieh galten Obergrenzen, die gemeinsam von den Anrainern getroffen wurden. Derartige Regelungen bildeten 1257 den Hintergrund für den Erwerb des Bruchlandes *Asbrook*, das die Bauern (*agricolis*) der umliegenden zwölf Dörfer gemeinsam für 700 Mark Hamburgischer Pfennige zwecks gemeinsamer Beweidung (*ad communia pasua*) aus den Händen der Grafen Johann I. und Gerhard I. von Holstein erwarben.⁵⁵ Die auf Karte 5 erkennbare Siedlungsdynamik markiert einen wesentlichen Ausdruck der Waldnutzung, welche sich nicht auf die Zeiten des Mittelalters beschränken lässt. Mit der ansteigenden Bevölkerung in den benachbarten Dörfern stieg dieser Nutzungsdruck, der schließlich zu einer Übernutzung der Weiden und Wälder führte und nicht selten in deren völliger Vernichtung endete. Dabei erfolgte dieser Prozess allmählich, ohne besondere erkennbare Eingriffe, sondern eher schleichend, aber stets in der Verfolgung eigener Interessen. Man tat dies, um den Fortbestand des eigenen Hofes zu sichern, hatte die Verhinderung der Not der eigenen Familie im Blick. Und dieses gut motivierte Vorgehen betraf vorrangig den gemeinsamen Besitz des gesamten Dorfes. „Wer auf die Allmende mehr Kühe treibt, als dieser guttun, hat doch den vollen Nutzen dieser Kühe, aber nur einen kleinen Teil des durch sie angerichteten Schadens, der alle trifft.“ Denn „was gemeinsam besessen wird, wird gemeinsam vernachlässigt.“⁵⁶

Der Wald jedoch degenerierte angesichts dieser permanenten Eingriffe zu einem multifunktionalen Nutzungsraum und verlor zuallererst dort seine Natürlichkeit, wo er den Dörfern am nächsten lag.⁵⁷ Genau dieses Bild vermittelt die um 1100 quer durch das spätere Kirchspiel Rahlstedt verlaufende Siedlungsgrenze, die sicherlich über längere Zeit Bestand hatte, um sich derart prägnant im Siedlungsbild niederzuschlagen. Der benachbarte Wald stellte, wie Hansjörg Küster betonte, überdies die als bedrohlich wahrgenommene „Gegenwelt“ zu den Dörfern und deren unter steter Kultur gehaltenen



Karte 6: Die östlich der alten Siedlungsgrenze bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts entstandenen Rodungssiedlungen.



Abb. 6: Unterschiedlichste Nutzungen bewirkten weitgehende Devastierungen der Wälder und führten längerfristig nicht selten zu deren völliger Vernichtung.

Äckern und Wiesen dar.⁵⁸ Doch diese indirekt, aber über längere Zeiträume erfolgte Vernichtung der Wälder mittels deren alltäglicher, für das Überleben der in den Dörfern ansässigen Menschen unverzichtbar erscheinenden Nutzungen, stellte nur eine Seite dar. Die andere Seite bildete die „direkte Vernichtung des Waldes durch Rodung“.⁵⁹ So verkaufte um 1490 der Vogt des damals zum Herzogtum Sachsen-Lauenburg gehörenden Amtes Tremsbüttel den sechs Bauern des Dorfes Klein Hansdorf für die stattliche Summe von 255 Mark Pfennigen 13 mit Namen genannte Waldungen zu dem ausdrücklichen Zweck, diese zu vernichten und offenbar mit dem Verkauf des Holzes Gewinne zu erzielen (*holzunge uppe deme Hanstorper velde to vorhaubende*).⁶⁰ Neben dem direkten Umfeld des Dorfes betraf dies den späteren Hansdorfer Brook und weite Teile des heutigen Duvenstedter Brooks.

Rodungen auf Kosten des Waldes

Neben der über längere Zeiträume hinweg schleichenden Vernichtung der Wälder sind wiederholt auch Rodungsmaßnahmen erkennbar, die auf die Anlegung neuer Dörfer, auf die Erweiterung der landwirtschaftlichen Nutzflächen oder – so um 1490 im Falle Klein Hansdorfs – auf die intensive Nutzung des Holzbestandes zielten. Östlich der angesprochenen Siedlungsgrenze dürften als früheste Dorfgründungen Stapelfeld und weiter südlich Ohe angelegt worden sein. Die Deutung des Ortsnamens Stapelfeld, laut Wolfgang Laur das „Feld bei einer Gerichtssäule, einem Gerichtspfahl“,⁶¹ vermag nicht zu überzeugen, da eine Gerichtsstätte nicht in einer dörflichen Neugründung zu erwarten ist und dieses Dorf auch in späteren Zeiten nie in Zusammenhängen mit überörtlichen Funktionen erwähnt wurde. Immerhin belegt das Grundwort „-feld“ die Dorfgründung in einem weitgehend waldfreien Geländeabschnitt, ohne das erkennbar ist, wie dieses offene Areal inmitten der zu der Zeit hier vorherrschenden Bewaldung entstanden ist. Die frühesten urkundlichen Erwähnungen Stapelfelds im Jahr 1310 resultieren aus dessen Erwerb durch das Nonnenkloster Reinbek, das damals auch das benachbarte Braak erwarb.⁶²

Im Anschluss an Stapelfeld sind, ohne dass irgendwelche Daten zu deren Gründungszeit vorliegen, Braak und Stellau und wohl als jüngstes dieser Dörfer Neu Stapelfeld entstanden.

Bei dem Verkauf des östlich benachbarten Waldlandes seitens der Grafen Johann I. und Gerhard I. von Holstein an das Hamburger Domkapitel wurde Braak 1256 erstmals erwähnt.⁶³

Neu Stapelfeld trat 1288 erstmals urkundlich in Erscheinung, als Graf Adolf V. von Holstein-Segeberg das 13 Hufen umfassende Dorf dem Hamburger Domkapitel verkaufte. Verbunden damit war das Recht, die Bauern ein- oder abzusetzen. Dabei behielt sich der Graf die Gerichtsbarkeit, den Schweinezins sowie die jährliche Abgabe von einem Scheffel Hafer pro Hufe vor.⁶⁴ Einwohner dieses Dorf wurden 1346 zuletzt erwähnt, 1534 nutzen Bauern der Nachbardörfer Braak, Stapelfeld, Ahrensfelde und Meilsdorf nicht näher bezeichneter Äcker dieses einstigen Dorfes.⁶⁵ Neben Berne, das wohl bereits 1375 verlassen war, ist Neu Stapelfeld die zweite Ortswüstung im Kirchspiel Rahlstedt. Die Berner Gemarkung allerdings erfuhr im späten 16. Jahrhundert unter Verwendung des alten Ortsnamens eine Neubesiedlung.⁶⁶

Der Ortsname Stellau wurde von Wolfgang Laur als „Hain, lichtetes Gehölz – mittelniederdeutsch *lôge, lôhe* – mit Steinen“ gedeutet.⁶⁷ Einem 1303 vollzogenen Gütertausch zufolge gelangte Stellau aus den Händen der Holsteiner Grafen an das Nonnenkloster Reinbek, womit dieses Dorf erstmals urkundlich genannt ist.⁶⁸

Der als „Brache, Brachland“ zu verstehende Ortsname von Braak deutet, vergleichbar mit dem des westlich benachbarten Stapelfeld, auf eine unbewaldete Fläche zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Dorfes.⁶⁹ Wohl als Ableger von Stapelfeld dürfte Neu Stapelfeld bald nach Braak entstanden sein.

Stapelfeld, Stellau und Braak entstanden als Rundplatzdörfer um einer Dorfanger herum. Die Höfe von Neu Stapelfeld hingegen wurden in der Form eines Angerdorfes angelegt, was gleichfalls auf eine nach diesen entstandene Gründung deutet. Alle vier Dörfer Alt und Neu Stapelfeld, Braak und Stellau wurden dem Kirchspiel Rahlstedt zugewiesen. Damit war die Siedlungsgrenze deutlich in östliche Richtung vorgeschoben worden. Doch auch die Gemarkungen dieser neuen Dörfer grenzten an ausgedehnte Waldungen. Diese neuerliche Grenzkonstellation dauerte sicherlich mehr als ein halbes Jahrhundert an.

Ein neues Kapitel gezielter Rodungen weiter Landstriche begann bald nach der Mitte des 13. Jahrhunderts auf Betreiben der Holsteiner Grafen, die sich von dieser Maßnahme eine massive Steigerung ihres Machtpotenzials erhofften. Den Startpunkt markierte 1256 der Verkauf eines Teils des von den Grafen in Besitz genommenen Waldes, das sich von der Gemarkung Braak bis an die Grenzen des Dorfes Großensee erstreckte, an das Hamburger Domkapitel. Dabei erfolgte eine Beschreibung der Grenzen dieses Areals (*termini sunt hii, a terminis ville Brake a loco qui vocatur Bercmusse, usque ad locum qui vocatur Barenveldesmor, et ab illo loco usque locum ubi duo rivuli concurrunt, unus vocatur Gersenbeke, alter Kronesbeke. Ita quod inter veteres terminos ville Magni stagni et terminos iam prefatos nulla distinctio penitus habeatur. Sed omnia novalia culta et inculta intelligantur inclusa, que intra dictos terminos sunt contenta. Item a loco proximo nominato ubi rivuli Gersenbeke et Cronesbeke conveniunt, usque ad locum qui vocatur Langhelo versus occidentem, qui locus similiter contingit terminos ville Brake*).⁷⁰ Wie die sämtlich lokalisierten Namen der genannten Fluren und Gewässer belegen, wurde damit die Gemarkung des hier zu gründenden Dorfes Papendorf bestimmt. Bis auf das westlich außer-

halb bleibende *Langhelo* sollten alle anderen Fluren künftig dem Domkapitel gehören. Dies betrifft auch *Bercmusse*, dessen Name in der *Heide Barmischen* fortlebt, die aber auf der 1784 entstandenen frühesten Braaker Vermessungskarte den östlichen Teil der Braaker Gemarkung bildete.

Tatsächlich entstand in diesem umgrenzten Areal nicht nur Papendorf, bereits dessen Ortsname „Dorf des Priesters“ die maßgebliche Beteiligung des Hamburger Domkapitels reflektiert.⁷¹ Bei einem neuerlichen Verkauf eines Teil ihres Waldes von den Grafen an das Domkapitel wurde Papendorf 1259 als bereits bestehendes Dorf genannt. In einer 1307 vorgenommenen Grenzbeschreibung sind zwischen Braak und Papendorf gelegene Äcker genannt (*inter agros Brake et agros Holenhorst erit distincto in agros Papenthorp*), die auf ein dort befindliches Dorf deuten. 1311 und in einem ungenannten Jahr bestätigten zwei Männer, *keine gerechtigkeit [...] im Langelohe, Stillage, Hilmehorst zu besitzen*; gemeint sind die Dörfer Langelohe, Stellau und Holenhorst.⁷³

Das offenbar nur kleine Dorf Holenhorst bestand nur kurze Zeit und dürfte nicht voll zur Entfaltung gelangt sein. Das Grundwort des Ortsnamens verweist auf eine bewaldete oder mit Buschwerk bestandene Örtlichkeit. Bereits in den kurz vor 1330 entstanden Besitzverzeichnis des Hamburger Domkapitels ist Holenhorst nicht mehr erwähnt. Allerdings kann die ab 1577 regelmäßig, wenn auch unter wechselnden Namen in den Reinbeker Amtsrechnungen unter Braak verbuchte *Monneke Wisch*, eine für 12 Schillinge verheuerte Wiese, auf einen Teil der einstigen Holenhorster Feldmark deuten. Dort erscheint mit Zahlungen von 4 Schillingen auch *de Stapelvelder Wische*, die wohl einen Teil der einstigen Neu Stapelfelder Flur darstellt.⁷⁴ Zwischen 1251 und seiner ersten urkundlichen Erwähnung 1259 war das Dorf Stemwarde entstanden. Wann Meilsdorf besiedelt wurde, lässt sich hingegen nicht näher eingrenzen. Dieses Dorf wurde erstmals 1320 in einer Urkunde genannt.⁷⁵

Gegenstand des 1259 beurkundeten Verkaufs bildete der zwischen Papendorf, Braak, Stemwarde und Rausdorf sich erstreckende Teil eines ausgedehnten Waldes. Dort entstanden in der Folge die Dörfer Kronshorst und Langelohe. Weiter östlich war zwischen 1256 und 1259 Rausdorf entstanden. Etwa zeitgleich entstanden weiter nördlich die neuen Dörfer Großhansdorf, Hoisdorf, Odekendorpe, Todendorf, Wedderstop, Sprenge und Nannendorf. Sämtliche Siedlungen wurden dem neu gegründeten Kirchspiel Siek zugeordnet. Das Kirchdorf Siek selbst war bald nach 1248 in der Form eines großen Angerdorfes entstanden. Dieses Kirchdorf ist 1273 erstmals urkundlich als Nachbarort von Großensee erwähnt.⁷⁶

Derartige Rodungen und Besiedlungsmaßnahmen wurden etwa zur gleichen Zeit nahezu europaweit betrieben. In weiten Landschaften wurden die Wälder radikal eingeschlagen, streckenweise verschwanden diese nahezu vollständig. Stets sind die Herren als Initiatoren erkennbar, wie im östlichen Umfeld Rahlstedts die Holsteiner Grafen aus dem Hause Schaumburg, die unter anderem im Hamburger Domkapitel bereitwillige Helfer fanden. Neue Dörfer bedeuteten Zunahmen der Bauernhöfe, mehr Bauern bedeuteten Zuwächse der einzuziehenden Grundheuern ebenso wie der Zehnten. Keineswegs zufällig erfolgte 1259 zwischen dem Grafenhaus und dem Hamburger Domkapitel eine Neuregelung der Erhebung von Novalzehnten, die von neu gerodeten Flächen eingezogen wurden. Diese Regelung wurde primär auf Stormarn bezogen (*in decernis novalium per terram Stormarie*). Jede neu gebildete Hufe (*mansio novalium*) soll fortan zur Abgabe je eines Scheffels Roggen und Hafer nach Hamburger Maß verpflichtet sein.⁷⁷ Etwa gleichzeitig einigten sich das Hamburger Domkapitel und dieselben Grafen von Holstein über die Höhe des aus den Dörfern im Kirchspiel Sülfeld zu entrichtenden Zehnten. Aus den alten Dörfern (*de villis ex antiquo in eadem parrochia*) sollten pro Hufe jeweils drei Himpten Roggen und Hafer gegeben werden. Wenn die dort reich begüterte niederadlige Familie von Borstel die ihnen gehörenden Hufen selbst bewirtschaftet, sollte sie fortan je sechs Himpten Roggen und Hafer entrichten, bemessen nach dem

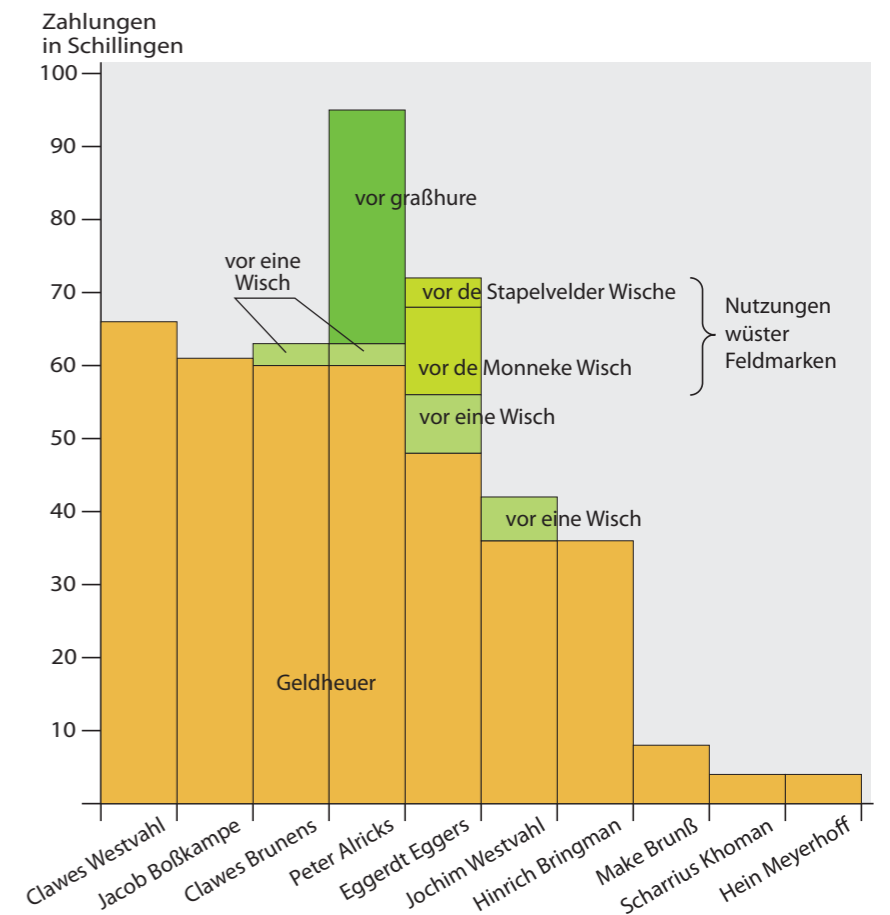


Abb. 7: Die Zahlungen der Höfe des Dorfes Braak schlossen 1577 auch Nutzungen der Fluren der zwei Jahrhunderte früher wüstgefallenen Dörfer Neu Stapelfeld und Holenhorst ein.

Hamburger Maß (*hemeten siliginis Hamborgensis, mesure que borcmate wlgariter appallantur et totidem auene*).⁷⁸ Aus der Sicht der Umweltgeschichte gelten diese „hochmittelalterlichen Rodungen [...] als die großflächigste Landschaftsveränderung in der Geschichte Mittel- und Westeuropas von der Eiszeit bis heute.“⁷⁹ Was in der Schleswig-Holsteinischen Landesgeschichte immer noch als Erfolgsgeschichte eines bedeutenden Grafenhauses gilt, verlangt somit dringend eine differenzierte historische Behandlung.

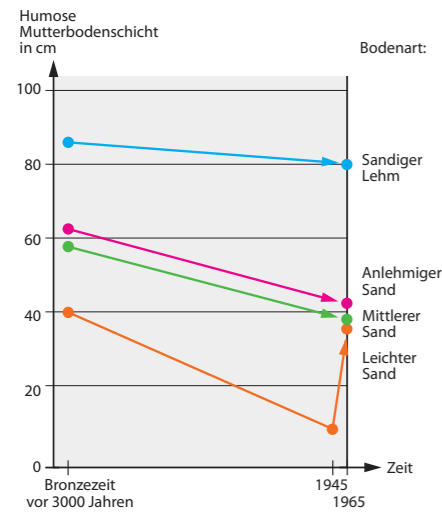


Abb. 8: Langfristige Degradierungen der humosen Mutterbodenschichten bei unterschiedlicher Bodenarten in Mecklenburg. Deren Intensität folgte der Abnahme der Bonität der Böden. Die in den Jahren nach 1945 belegte Zunahme bei leichten sandigen Böden resultierte vorrangig aus der Praktizierung neuer Fruchtfolgen (nach K.-R. Schultz-Klinken).

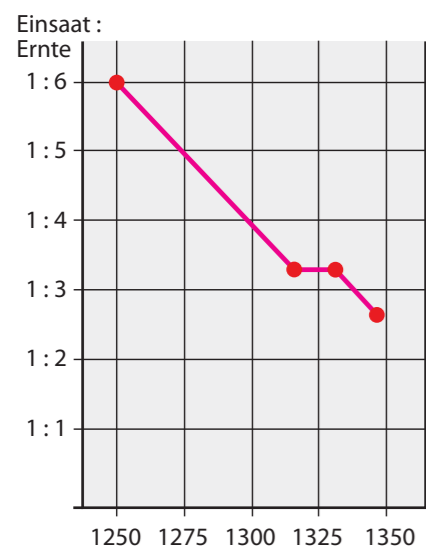


Abb. 9: Eine außergewöhnlich reiche Überlieferung belegt von der Mitte 13. bis zur Mitte 14. Jahrhunderts in dem zur Abtei Ramsey gehörenden Dorf Wistow (Ost-England) die Dokumentation des Rückgangs der Weizenerträge (nach James A. Raftis).

Erste Ansätze einer solchen finden sich bereits in Darstellungen der Zeitgenossen. So sah der Dichter und Sänger Walther von der Vogelweide (um 1170 – um 1230), ein Augenzeuge vergleichbarer Vorgänge im Süden des Reiches, in der massiven Zerstörungen der Wälder einen Anlass zur Klage, die er rückblickend mit seinem eigenen Lebensweg verknüpfte:

Owe war sint verschwunden
alliu miniu jar [...]
die mine gespielen waren
die sint traege und alt.
Bereitet ist das velt,
verhouwen ist der walt.

O weh, wohin sind sie entschwinden,
alle meine Jahre! [...]
Die meine Gespielen waren,
sind nun träge, alt.
Beackert ist die grüne Flur
und abgeholtz der Wald.⁸⁰

Das Schicksal der Äcker

Auf die naturbedingt tendenziell rückläufigen Erträge der Ackerwirtschaft, insbesondere unter den Bedingungen zunehmender Monokulturen, wurde bereits hingewiesen. Die daraus folgenden Ertragseinbußen veranlassten die betroffenen Bauern ebenso wie deren Herren zur Erweiterung der bislang genutzten Ackerflächen mittels Zurodungen. Vielfach erfolgten diese durch die Verlängerung der vorhandenen langgestreckten Stücke, hinzu kam die Schaffung neuer Rodungsfluren. Verschiedentlich erscheinen diese als *novalia* oder *rodt* in der schriftlichen Überlieferung. Für Barsbüttel wurden 1306 vier separate Rodungen (*quatuor spaciis agrorum que dicuntur wlgariter roth*) genannt, die sich jeweils in der Nutzung einzelner Bauernstellen befanden und für deren Nutzung jeweils Roggen entrichtet werden musste (*tres hemptonas pro vno roth [...] duos hempt pro vno roth [...] vnum modium pro vno roth*).⁸¹ Die im Osten der Havighorster Gemarkung am Rande des Asbrooks angelegte Rodung *Penningrade* (*nouali quod Penekrodh dicitur*) könnte ihren Namen von der dort von Beginn an als Bargeld in Pfennigen erhobenen Grundsteuer erhalten haben.⁸²

Im Laufe des 13. Jahrhunderts hatten derartige Rodungen innerhalb dörflicher Gemarkungen ebenso zugenommen wie die Bildung neuer Dörfer. Sind letztere meist mit hinreichender Sicherheit in den erhaltenen Schriftquellen erkennbar, so entziehen sich Zurodungen bestehender Ackerfluren weitgehend dem Blick der Forschenden, während separate neue Ackerfluren immerhin gelegentlich fassbar sind. Mithin bieten die vom Hamburger Domkapitel mit den Grafen getroffenen Übereinkünfte, die zweifellos als Reaktion auf die im Lande herrschende Realität massiver Zurodungen gewertet werden müssen, einen belastbaren Eindruck vom Umfang jener Maßnahmen, die selbst keinen Eingang in die schriftliche Überlieferung fanden. Die Anlegung auf den Ackerbau ausgerichteter dörflicher Siedlungen erfolgte primär auf jenen Böden, die als für diese Zwecke geeignet erschienen waren. Doch nachdem die regional besten Böden vergeben waren, erfolgten die nunmehr betriebenen Zurodungen auf Böden mit geringerem Ertragspotenzial. Dies galt im Stormarner Raum nicht zuletzt für Böden mit erheblichen sandigen Anteilen. Entsprechend musste dort, in Relation zu den Erträgen, ein höherer Einsatz der Arbeitskräfte von Mensch und Tier geleistet werden. Diese zusätzlich erforderlichen Kräfte verstärkten ihrerseits den Druck auf das ländliche Agrarsystem, das als grundlegend für das gesamte gesellschaftliche Gefüge des Mittelalters gilt. Doch die stärksten negativen Konsequenzen ergaben sich für die stark beanspruchten Böden selbst.

Allein bereits oberflächliches Pflügen als flächenhafter Eingriff in den Boden verstärkt generell die Erosion durch Wind und Wasser. Die weitflächig verlorene Bewaldung bewirkte signifikant stärkere Schwankungen der Wasserverhältnisse, die einerseits direkt die Ertragsmöglichkeiten beschränkten, überdies aber auch der Erosion Vorschub leisteten. Zudem boten die nunmehr offenen Flä-

chen dem Wind weite Angriffsflächen. Der seit den Anfängen des Ackerbaus in Mitteleuropa bis weit in das 19. Jahrhundert hinein spürbare Mangel an natürlichem Dünger verstärkte derartige Verluste, die die oberen Bodenschichten degradierten. Gerade diese oberen Schichten waren es jedoch, die entscheidend das Wachstum der Anbaufrüchte bewirkten. Insbesondere leichte und sandige Böden, auf denen die angesprochenen Neurodungen erfolgten, begünstigen die Abtragung und Umlagerung durch Wind und Regen. Im den unteren Bereich der im Flachland verlaufenden Gewässer lagert sich entsprechend Auelehm ab, der letztlich nichts anderes darstellt als der vom Regen abgetragene Ackerboden. Derartige Ablagerungen nutze beispielsweise die ab 1410 in den Hamburger Kämmereirechnungen genannte Farmsener Ziegelei (*domus laterus*), die bezeichnenderweise in der Flur Lehmbrook (*Lembroke*) errichtet wurde.⁸⁴

Gezielt auf den Schutz der für die Erträge entscheidenden oberen Bodenschicht richtete sich das Einbringen von Plaggen. Es waren Gras- oder Heidesoden, die in der Gemeinweide entnommen und auf den Äckern ausgestreut wurden. Durch wiederholten Eintrag konnten derartige Plaggenböden sogar „fruchtbarer als der natürliche“ Boden werden. In weiten Regionen Norddeutschlands begann das Einbringen von Plaggen ab dem 9. Jahrhundert vornehmlich auf ausgewählten dorfnahen Äckern, auf denen die Bauern fortan ohne Fruchtwechsel und eingeschobene Brachejahre einen „ewigen Roggenbau“ betrieben. Diesen Vorgang würdigten manchen Wissenschaftler geradezu als „agrarwirtschaftliche Revolution“.⁸⁵

Bei der Beschaffung von Plaggen unternahm die Bauern gelegentlich auch Streifzüge außerhalb der eigenen Gemarkung. Ein derartiger Fall *strittigen Plaggenhauens* wurde 1647/48 aktenkundig, nachdem mehrere Schiffbeker Bauern auf der Jenfelder Gemarkung *sich des Plaggenhauens unterstanden*. Aufgrund des folgenden Streits wurde einem Jenfelder Bauern eine hohe Strafzahlung von 8 Reichthalern auferlegt.⁸⁶

Auf längere Sicht trug die massive Entnahme von Plaggen dazu bei, dass derart partiell entblößte sandige Böden kaum geschützt den Kräften von Wind und Regen ausgesetzt waren, was in der Konsequenz sogar zur Bildung von Dünen führen konnte. Derartige Schäden durch Sandverwehungen sind zu verschiedenen Zeiten und an unterschiedlichen Orten Stormarns belegt. Nicht zuletzt aus diesem Grund fielen während des Spätmittelalters die Dörfer Nieder Boberg, Hope (Ksp. Kirchsteinbek), Smachthagen, Steilshoop (Ksp. Eppendorf), Klein Bramfeld und Rokesberge (Ksp. Bergstedt) zeitweilig oder dauerhaft wüst. Die früheste Vermessungskarte von Wentorf bei Bergedorf verzeichnet 1746 im Südosten der Gemarkung das ausgedehnte Dünenareal *Verwehter Sand Camp*. Der Hamburger Advokat Ferdinand Beneke vermerkte am 7. Oktober 1810 auf einer Wanderung in seinem Tagebuch eine *SandWüste* zwischen Wellingsbüttel und Poppenbüttel, *SandDünen* bei Poppenbüttel und *kahle SandHöhen* westlich von Bergstedt; es waren die Folgen langandauernder Winderosionen. Noch 1875 heißt es über Ohlsdorf, bei stürmischem Wetter wurde der Flugsand hoch aufgewirbelt und mache dort einen Aufenthalt fast unmöglich.⁸⁷ Mit dem Pflanzen von Schutzweiden versuchten die Boberger Bauern ihre Äcker zu schützen, die Börsener setzten auf die Anlegung eines mehr als 500 Meter langen Schutzwalls.⁸⁸

Die historischen Dimensionen der Wirkung des Ackerbaus auf sandige Böden wurden von Karl-Rolf Schultz-Klinken exemplarisch in Mecklenburg untersucht. Anhand fossiler Böden konnten durchweg erheblich stärkere Humusschichten belegt werden als bei sämtlichen vergleichbaren Bodenarten zu späteren Zeiten; Böden mit höheren Sandanteilen verzeichneten die stärksten Verluste.

Als probates Mittel gegen die abnehmende Fruchtbarkeit der Böden wurden spätestens seit dem Hochmittelalter in unterschiedlichen Weisen Fruchtwechsel praktiziert, die meist ein und später auch mehrere Brachejahre einschlossen. In dem wahrscheinlich ab 1269 abgefassten Bericht über die Gründung des Nonnenklosters Uetersen erfolgte formelhaft die Erwähnung bebauter und nicht bebauter Äcker (*agris cultis et incultis*). Dieser Passus *agris cultis et incultis* fehlt in kaum einer der zahlreichen, seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ausgestellten Urkunden, die in Stormarn und weit darüber hinaus Verkäufe oder Verpfändungen von Dörfern, Hufen, Ländereien oder Renteneinkünften betreffen. Im Jahr 1302 erfolgte beim Verkauf einer Geldrente für Farmsen die ausdrückliche Verwendung dieser Formel (*cum agris cultis et incultis*).⁸⁹

Neben dieser *incultus*-Formel ist urkundlich die Anwendung einer Brache 1366 im mecklenburgischen Martensdorf (südlich von Wismar im Ksp. Beidendorf) belegt (*cum hyemalibus seminibus seminatam agrum illum brake dictum, quem agrum, cum curiam linquet, ut nunc seminatam inveniet agrum, tunc seminatam representabit*). Ein 1410 abgeschlossener Vertrag über die fünfjährige Nutzung eines Pachthofes in Padelügge bei Lübeck deutet auf eine Bewirtschaftung mit fünf Feldern in wechselnden Nutzungen. Dort wurden 29 Scheffel Weizen als erstes Getreide in die Brache gesät (*tritricus [...] in bonam culturam, dictam gude brak*) sowie 29 Scheffel Roggen auf den nächst guten Acker (*satrocgen [...] in bonam agrum*). Beide Ackerflächen dürften annähernd gleich groß gewesen sein, was auch für die drei anderen Padelügger Ackerfluren zutreffen dürfte. Nach den beiden Wintersaaten wurden zwei Saaten Gerste respektive Hafer als Sommergetreide eingebracht, bevor der fünfjährige Turnus mit einem Brachejahr abschloss.

Auf den Äckern des Gutes Wellingsbüttel sind 1643 fünf aufeinanderfolgende Anbaujahre erkennbar. Zunächst wurden 20 Scheffel Winterroggen eingebracht. Es folgten 23 Scheffel Magerroggen, 50 Scheffel Hafer (in zwei Anbauphasen) und je neun Scheffel Sommerroggen und Buchweizen. Zur Anzahl der Brachejahre sind dort keine Rückschlüsse möglich. Eine sogenannte „Dreifelderwirtschaft“, wie sie vielfach vor allem in der populären Literatur pauschal beschworen wird, hat es in Nordelbien jedoch nicht in einem nennenswerten Umfang gegeben. Die Annahme einer „Ausbreitung der Dreifelderwirtschaft“ nördlich der Elbe konnte der diese Behauptung vertretende Autor folglich nicht mit Quellen belegen.⁹⁰

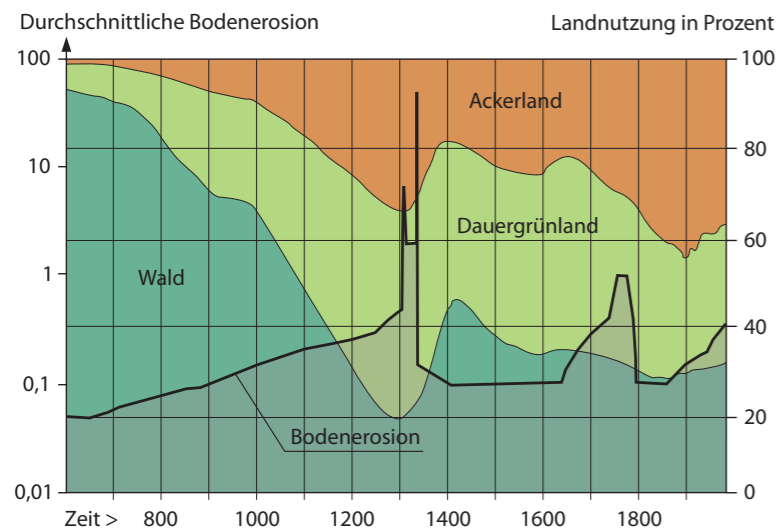


Abb. 10: Die Veränderungen der Bodennutzung wirkten nahezu direkt auf die Degradierung der Böden durch Erosion. Diese steigerte sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts innerhalb von nicht einmal drei Jahrzehnten zu zwei Katastropheneignissen, die in den vergangenen zwei Jahrtausenden keine Parallelen besitzen (nach Bork: Landschaften, S. 173).

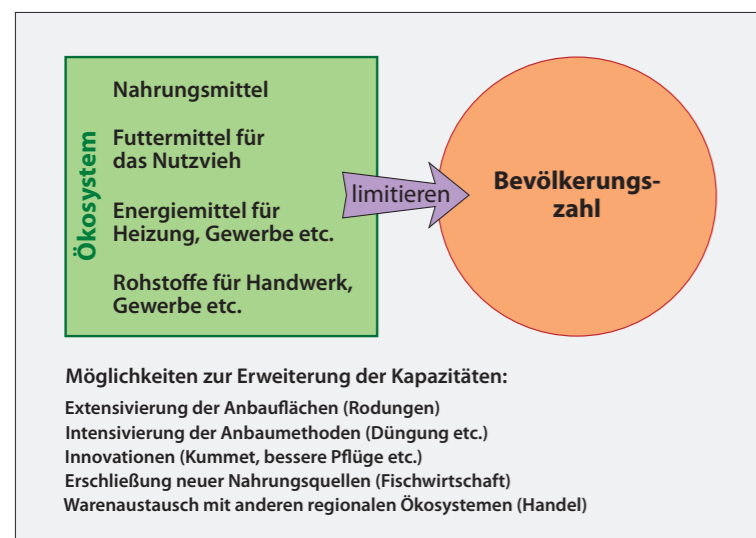


Abb. 11: Der Kapazitätsrahmen der dörflichen Wirtschaft.

baren Nahrungsmittel wie auch die Fragilität der Versorgung in das Bewusstsein der Menschen. In derartigen Hungerkrisen dominierten scheinbar Witterungsextreme oder plötzlich eintretende Katastrophen. Doch deren Grundlage bildeten die strukturelle Unterversorgung sowie die hier aufgezeigten langfristig wirkenden Faktoren. Hinzu kommt, dass jede Mangelsituation eine unkontrollierte Konkurrenz um die nunmehr noch stärker limitierten Ressourcen bewirkt, die eine nachhaltige und auf Vorsorge angelegte Wirtschaftsweise zur Unmöglichkeit gestalten. In der Konsequenz siegen die Interessen der Gegenwart über die Zukunft. Dieser Umstand findet eine fatale Steigerung in der Tendenz der Abwanderung der vom Versorgungsmangel am stärksten betroffenen Bevölkerungsteile. Und das sind nicht zuletzt jene Bauern, die in einer funktionierenden Gesellschaft für die ausreichende Bereitstellung von Nahrungsmitteln sorgen sollten. Mit deren Abwanderung jedoch ging wertvolles „ortsgebundenes Erfahrungswissen“ meist unwiederbringlich verloren.⁹⁴ Erstaunlicherweise wurden im Lexikon des Mittelalters in dem Artikel „Hungersnöte“ zwar zahlreiche vor allem katastrophale Ereignisse als Auslöser derartiger Katastrophen aufgelistet, die strukturell bedingte Bodenerschöpfung blieb jedoch ungenannt.⁹⁵

Ab dem frühen 14. Jahrhundert nahm auch in Nordelbien eine Folge katastrophaler Ereignisse überhand. Spätestens mit dem Winter 1305/06 setzte in Norddeutschland und im Ostseeraum eine Phase klimatischer Extreme ein, die sich über viele Jahre hinziehen sollte. In jenem Winter soll die Ostsee 14 Wochen lang zugefroren gewesen sein. Mehreren zeitge-

Die Kehrseite

Bislang kamen strukturelle Bedingungen zur Sprache, in deren Vorgaben sich die Agrarwirtschaft Nordelbiens in den Zeiten des Mittelalters orientierte. Diese Rahmenbedingungen erwachsen vornehmlich aus der Interessenlage der Herren an alljährlich von den ihnen unterstehenden Bauern abzuliefernden Naturalien, Dienstleistungen und zunehmend auch zu zahlenden Geldbeträgen. Damit sind die Grundbedingungen von Herrschaft, Wirtschaft und der sozialen Ausrichtung dieser Räume umrissen, denen sich angesichts der dieses System stützenden Kirche schwerlich ein in jenen Zeiten lebender Mensch entziehen konnte. Die Fragilität der so bestimmten Gesellschaft dürfte gleichfalls erkennbar geworden sein.

Die größte wie auch durchgehend verbreitete Herausforderung für diese Gesellschaft lag im Hunger. Darstellungen von Annalisten und Chronisten sprachen immer wieder Hungersnöte an, und sei es nur, um an diese Wundererzählungen anzuknüpfen.⁹¹ Zum Jahr 1110 schrieb der Annalista Saxo wie auch die Hildesheimer Annalen über einem strengen Winter im Herzogtum Sachsen, der eine schwere Hungersnot und vielen Toden auslöste.⁹² Bereits der das Karolingerreich heimsuchenden Hungersnot der Jahres 868 werden Massenauswanderungen zugeschrieben.⁹³ Ähnliche durch Not ausgelöste Migrationen sind auch in späteren Zeiten stetige Begleiterscheinungen von Hungersnöten. Sofern diese nicht regional begrenzt blieben, stellten das Verlassen des bisherigen Lebensraumes eine durchaus gangbare Alternative angesichts einer ansonsten im sicheren Tod erkennbaren Perspektivlosigkeit dar.

Als Vorbote einer Hungersnot, die aus der unzureichenden Versorgung mit dem regional bedeutenden Brotgetreide erwuchs, meist in der Konsequenz einer geringen Ernte, stiegen die Preise vornehmlich der Grundnahrungsmittel. Damit trat erneut die Begrenztheit der verfügbaren

nössischen Chroniken zufolge konnte man zu Fuß von Rostock hinüber zu den dänischen Inseln gelangen. Im folgenden Frühjahr bewirkte die extreme Kälte eine deutliche Verzögerung des Vegetationsbeginns. Überdies wurde im März 1306 die Wintersaat durch weitere harte Fröste vernichtet. Zu zusätzlichen Frosteinbrüchen kam es im Mai und Juni 1306. Auch die Winter der Jahre 1308/09 und 1309/10 waren von außergewöhnlicher Härte. Für die Jahre 1309, 1311 und 1312 werden langanhaltende Dürreperioden genannt, die ihrerseits große Teile der Ernten verdarben.

Als gemeinsamer Nenner all dieser Phänomene gilt aufgrund neuer Forschungen die „Dante-Anomalie“. Der Name erklärt sich aus einem Passus in Dantes *Divina comedia* (Inferno VI), wo der Dichter das durchgehend regnerische, von Hagelschauern durchsetzte Wetter thematisierte. Der Dauerregen in Italien korrespondierte nördlich der Alpen mit einem über gleichfalls mehrere Jahre andauerndem Hochdruckgebiet, das hier die am längsten anhaltende Dürre bewirkte, die aus den Jahrhunderten des Mittelalters bekannt ist. Der Sommer 1304 mit seiner extremen Trockenheit galt als Jahrhundert-sommer, die beiden folgenden Sommer blieben extrem heiß, die Winter hingegen waren durch extreme Kälte geprägt.⁹⁶ Diese Dürreperiode endete in Mitteleuropa abrupt mit dem Jahr 1312, um im folgenden Jahr mit extremen Niederschlägen in das genaue Gegenteil umzuschlagen; die Dante-Anomalie setzte sich unter umgekehrten Vorzeichen fort. Die Ernte des Jahres 1315 wurde in Nordelbien weitgehend durch eine vom Mai bis zum Jahresende andauernde Regenperiode vernichtet.

Als unmittelbare Auswirkung erfasste eine große Teuerung den gesamten Ostseeraum. In Estland und in Livland hungerten die Menschen, *dat dar van volkes uter maten vil vordarf*, während selbst in der Mark Brandenburg, einer bedeutenden Kornkammer, der Preis für den Roggen exorbitant anstieg. Auch in den folgenden drei Jahren hatte nördlich der Elbe die Landwirtschaft unter der extremen Nässe zu leiden. Das Frühjahr 1316 brachte zudem ein außergewöhnlich starkes Hochwasser der Elbe, verschärft durch einen langen kalten Winter in Böhmen mit nachfolgenden schweren Niederschlägen und Überschwemmungen. Das Jahr 1317 bescherte Flandern und allen deutschen Landen Teuerung und Hungersnot. Nirgendwo im gesamten Ostseeraum soll in dieser Zeit die Ernährungslage vergleichsweise besser als in Lübeck gewesen sein, *des quam dar vele volkes ute den landen, beyda na unde verne, dat de milde Got by ghuden luden dar nerede*. Aber die Wanderbewegungen, die von weither die reichen Städte an der Ostseeküste zum Ziel nahmen, schufen dort nur neue Not. Allein im Lübecker Heiligen Geist-Hospital starben in den Jahren 1316 und 1317, einem erheblich später entstandenen chronikalischen Text zufolge, 2.300 Menschen am Hunger. Die Jahre 1315 bis 1317 brachten die folgenschwerste Hungerkatastrophe, die das mittelalterliche Europa je erlebte.⁹⁷

Kurz darauf wurden 1320 im Dorf Lotbeke bei Bergstedt verlassene Bauernstellen erwähnt. Die dort für 114 mr von einem Hamburger Priester gekaufte jährliche Rente von drei Wispel Roggen (= 30 Scheffel ~ 3,16 m³) sowie 12 Schillingen stand offenbar für die gesamten Abgaben der Lotbeker Bauern an ihren Grundherren, also für deren Grundheuer (*reditus et censum tocuis ville mee Lotbeke*). Auf die zunehmende Zahl von sechs Hufen bezogen, hätte jeder Lotbeker fünf Scheffel Roggen und zusätzlich 2 Schillinge entrichten müssen. Dies ist als eine im Vergleich mit anderen Dörfern verhältnismäßig hohe Belastung zu werten. Was für den Käufer eine lukrative Investition zu sein schien, entpuppte sich jedoch umgehend als Enttäuschung, denn nicht alle Lotbeker Bauernstellen waren noch besetzt. Es wurde befunden, dass ein Teil der Äcker des Dorfes zur Zeit aus Mangel an Landleuten un bebaut liegt (*et quia nunc quidam de agris dicte ville colonis deficientibus sint inculti*); die Leistungen der verlassenen Höfe entfielen. Zum Ausgleich des Defizits musste sich nur sechs Tage später der Verkäufer, der Ritter Albert Tzabel von Lauenburg, verpflichten, die Lotbeker Ausfälle durch Zahlungen aus den Erträgen seiner Volksdorfer Mühle zu kompensieren, wollte er doch nicht einer betrügerischen Handlung (*defraudetur*) bezichtigt werden.⁹⁸ Was hier als bemerkenswertes Novum angemerkt wurde, das galt in den folgenden anderthalb Jahrhunderten als Normalzustand. Das 1320 nicht mehr seine frühere Leistungsfähigkeit besitzende Dorf Lotbeke markiert den frühesten sicheren Nachweis auf spätmittelalterliche wüste Höfe in Stormarn. Damit hatte hier die spätestens im 11. Jahrhundert einsetzende Siedlungsexpansion ihr Ende gefunden. Hatte sich die Dante-Anomalie allmählich zu ihren vollen Wirkung aufgebaut, so traf bald nach der Mitte des Monats Juli 1342 eine weitere Katastrophe die Menschen Mitteleuropas, die innerhalb weniger Tage ihre vernichtende Kraft entfaltete. Entsprechend wurde dieses heute als „Jahrtausendhochwasser“ bewertete Ereignis von den Zeitgenossen auf den Tag der Heiligen Maria Magdalena (22. Juli) bezogen. Um diesen Tag fielen in weiten Teilen Mitteleuropas nie gekannte Regenmengen, die spätere Hochwasserkatastrophen in der Fläche um das Zehn- bis Hundertfache übertrafen. Flutwellen zerstörten vielerorts die Brücken, rissen tiefe Schluchten in die Landschaften, zerstörten weiträumig die Ernten, veränderten das Aussehen der von massiven Erosionsschäden betroffenen ländlichen Regionen. In der Folge brachen aufgrund der weiträumig vernichteten Ernten erneut schwere Hungerkatastrophen aus.

In diesem Zusammenhang wurden massive Überschwemmungen im Einzugsgebiet der Eider benannt, diese „raubten Menschen und Vieh in nicht geringer Zahl das Leben“. Spuren der Hochwasserkatastrophe wurden auch nördlich der Elbe gefunden. Dazu zählen wahrscheinlich mehrere tiefe Schluchten östlich von Oldesloe am Rande des Travetals. Hingegen blieben offenbar nördlich der Bille mehrere Wassermühlen in Funktion, was dort auf geringere Niederschlagsmengen deuten kann. Vier der intakt gebliebenen Mühlen wurden nur wenige Wochen später am 8. September 1342 auf Betreiben des Hamburger Rates zerstört.

Konkrete Hinweise auf Hochwasserschäden liegen für die Rahlstedter Dörfer aus dem Jahr 1342 nicht vor. Allerdings wurde die Pulvermühle zu Alt-Rahlstedt 1588 ein Opfer von Wassermassen, ebenso das Haus des Kornmüllers.⁹⁹ Neben direkten Verwüstungen wirkte das Jahrtausendhochwasser überdies längerfristig negativ auf die betroffenen Landschaften.

Kleinste Bäche und Rinnsale rissen tiefe Schluchten in die Oberfläche. Fataler dürfte sich längerfristig das großflächige Abtragen der fruchtbaren Ackerkrume ausgewirkt haben, durch welche die Fruchtbarkeit der Böden in den von diesen Erosionsschäden betroffenen Areal nachhaltig abnahm.¹⁰⁰ Doch bereits der weiträumige Ausfall der bevorstehenden Ernten einschließlich des verlorenen Saatguts bewirkte neuen Hunger und neue Not.

Nicht einmal acht Jahre nach dem Jahrtausendhochwasser suchte die erste Pest-Pandemie des sogenannten „Schwarzen Todes“ Nordelbien heim. Es war zweifellos eine wirkmächtige historische Größe, als sie Pest ab 1347, Jahrhunderte nach ihrem Verschwinden im 8. Jahrhundert, erneut im Abendland auftrat. Ab dem Sommer des Jahres 1350 suchte die Pest Nordelbien mit geballter Macht heim. Erzbischof Gottfried von Bremen (amt. 1348-1359) gestattete am Johannistag, dem 24. Juni 1350 den Geistlichen und den Ratsherren von Kiel, außerhalb der Stadt einen neuen Kirchhof anzulegen. Die bisherigen Begräbnisplatz an der Nikolaikirche und der Klosterkirchhof beim Franziskanerkloster konnten angesichts der damals hohen Sterblichkeit (*in hoc mortalitatis sive pestilentie*) die große Zahl der Leichen nicht mehr fassen. Bald darauf entstand nördlich der Stadt vor dem Dänischen Tor auf der Gemarkung des Dorfes Brunswik eine der heiligen Gertrud geweihten Kapelle. Bei Erdarbeiten am südlichen Schloßgraben wurden 1961 und 1962 mehr als einhundert Skelette gefunden, die einem Pestfriedhof zugeschrieben werden. Der neue Kieler Friedhof entstand im Juni 1350, als die Pest am Beginn ihrer ersten, mehrere Monate dauernden Schreckensherrschaft in Nordelbien stand. Hier wie wohl überall im christlichen Abendland herrschte Weltuntergangsstimmung. Gottes Zorn suchte nach damaligem Verständnis die sündige Menschheit heim. Die gereimte Vorrede der Magdeburger Schöppenchronik fasste die Stimmung der Zeit in die Worte *dat god sines tornes hand strecket hir in dutsche land*.

Vierorts wurde angesichts der Pest das die Menschen tragende Sozialgefüge nachhaltig erschüttert. Pestkranke wurden Feinde, die man mied, Priester ließen Sterbende im Stich. Die Lebenden führten einen ebenso verzweifelten wie ineffektiven Kampf gegen die drohende Herrschaft des Todes. Priester riefen zu Messen und Prozessionen, die massenhaft besucht der Pandemie zum tödlichen Durchbruch verhalfen. In der Folge stieg die Anzahl der Entwurzelten massiv an, man suchte nach Schuldigen, da die Ursachen der Pest unbekannt blieben. Mancherorts sah man in den Juden die Schuldigen und rottete sie aus. Dieses schreckliche Schicksal scheint die in Lauenburg lebenden Juden ereilt zu haben, deren vor der Stadt liegender möglicherweise verlassener Begräbnisplatz wohl 1371 als Treffpunkt diente (*by Louenborch by der Joden kerkhove*). Diese Quelle geht dem für 1424 in Lauenburg überlieferten indirekten Hinweis voraus, sich von *cristen luden edder van joden* Geld leihen zu dürfen, den kürzlich das Landesarchiv als angeblich „ältesten Nachweis“ jüdischen Lebens im Lande präsentiert hat. Andere zogen aus Angst vor der Pest hoffnungsvoll nach Rom oder zu den Stätten regionaler Heiliger, ignorierten damit durchaus bekannte Schutzmaßnahmen im blinden Gottvertrauen, nur um so zur Verbreitung der tödlichen Seuche beizutragen.¹⁰¹

Hauptsächlich zwischen Pfingsten und Michaelis, vom 16. Mai bis zum 29. September 1350, wütete die Pest in Nordelbien. Kiel wurde bereits während des Frühjahrs heimgesucht. Auch in den Elbmarschen, so in Krempe, dürfte die Pest gegen Ende des Sommers ihrem schrecklichen Höhepunkt zugestrebt haben. In Lübeck hatte die Pest ihren Höhepunkt zwischen Peter und Paul und Petri Kettenfeier (29. Juni bis 1. August).¹⁰² Mancherorts soll nur ein Zehntel der Menschen überlebt haben. In Lübeck erscheint die Todesrate exorbitant hoch, *dort storven by [...] daghe sancti Laurentii, von der ener vesper tho der anderen 25 hundred volkes*. Allein am Tag des heiligen Laurentius (10. Aug.) starben – dem Chronisten Detmar zufolge – in Lübeck 2.500 Menschen. Der Franziskaner-Mönch Detmar als Verfasser dieser Ausführungen schrieb allerdings erst mehr als drei Jahrzehnte nach diesen Ereignissen. Einer älteren Schätzung zufolge soll die Bevölkerung Lübecks innerhalb nur zweier Jahre von 18.800 (1349) auf 10.000 (1351) gesunken sein.¹⁰³

Wie in Kiel scheinen auch in Hamburg angesichts der Todesraten die Begräbnisplätze nicht mehr ausgereicht zu haben. Zur Bestattung armer Heimatloser wurde am Platz des späteren St. Gertruden-Kirchhofs der später so genannte „Elden-Kirchhof“ angelegt. In Lübeck richtete der Rat vor dem Burgtor einen neuen St. Gertrud geweihten Friedhof ein, der 1373 als Armenfriedhof (*in cymiterio pauperum*) bezeichnet wurde.¹⁰⁴

Unter dem Strich sind es nur wenige Schriftzeugnisse, die über den ersten Pestzug des sogenannten „Schwarzen Todes“ aus Nordelbien vorliegen. Ohnehin beziehen sich diese Quellen ausschließlich auf die Städte, primär auf Lübeck. Hingegen liegen zu keinem der vielen Dörfer Nachrichten oder gar Opferzahlen über die Auswirkungen der ersten Pestpandemie vor. Die Diskrepanz zwischen dieser mageren Quellenüberlieferung und der sprichwörtlichen Präsenz der Pest im kollektiven Gedächtnis könnte kaum stärker ausgeprägt sein. Bemerkenswert erscheint der lapidare Eintrag zum Jahr 1350 in den im Königreich Dänemark aufgezeichneten Schonenschen Annalen (*Annales Scanici*): *Item maxima epidemia. Wo sie auch hinkam, soll die Pest Todesraten verursacht haben, die dem Rang weltgeschichtlicher Einmaligkeit nahe kommen. Es war ein nahezu flächendeckendes Auftreten; die Pest „forderte überall und ausnahmslos ungeheure Opfer“, wurde ihr attestiert. Als ungefähre Einschätzung gilt, dass der erste Pestzug in den Jahren 1347 bis 1351 europaweit etwa dreißig Prozent der Menschen hinwegrafft haben soll.*¹⁰⁵

All die genannten Verluste bilden nur den vordergründig sichtbaren Teil der tödlichen Konsequenz des ersten Pestzugs des sogenannten „Schwarzen Todes“. Ähnlich einschneidend müssen sich die seelischen, psychischen und mentalen Erschütterungen der gesamten betroffenen Generationen ausgewirkt haben. Wer im Alter von etwa sechzig Jahren die erste Pestpandemie überlebt hatte, konnte auf ein Leben mit den drei schwersten Katastrophen der nachchristlichen Zeit zurückblicken.

Die Überlebenden gaben die erlittene fundamentale Verunsicherung zu allen bislang als unumstößlich geltenden Werten an ihre Nachkommen weiter. Für die Überlebenden erwuchs die Pest zu einem Trauma mit weitreichenden Folgen, die nicht zuletzt in der massiv veränderten Bildsprache der christlichen Kunst ihren Ausdruck fanden. Doch erscheint es verkürzt, wenn Jean Delumeau die Pest zur Hauptursache aller jener Krisenfaktoren erklärt, denen sich insbesondere Italien und Spanien noch im 17. Jahrhundert ausgesetzt sahen.¹⁰⁶ Denn es gibt auch einen anderen Blick auf die Geschichte. Wer die Urkundenbücher jener Zeit untersucht, wird nur eine einzige tiefgreifende Veränderung feststellen: Nach 1350 nahm die Anzahl der in der Volkssprache – in Nordelbien in der mittelniederdeutschen Sprache – abgefassten Urkunden stark zu. Vermutlich waren viele des Lateinischen mächtige Angehörige der gebildeten Oberschicht der Pest zum Opfer gefallen. Ansonsten scheint man weiterhin dem „business as usual“ gefrönt zu haben.

Bewertung

Mit dem Einsetzen der Krise des Spätmittelalters, die nördlich der Elbe in der Hungersnot der Jahre 1314-1317 starke Einbußen der ländlichen Bevölkerung bewirkte, begannen anderthalb Jahrhunderte massiver Rückgänge der ländlichen Bevölkerungszahlen, verbunden mit tiefgehenden strukturellen Veränderungen, unter anderem der steigenden Monetarisierung bei der Erhebung obrigkeitlicher Abgaben und Dienste. Zu den massiven Verlusten trugen 1342 das Maria-Magdalenen-Hochwasser ebenso bei wie ab 1350 wiederholt bezeugte schwere Pestpandemien und verschiedene Sturmfluten, so die erste „grote Manndränke“ des Jahres 1362.¹⁰⁷ Diese beschränkte sich auf die Küstengebiete der Nordsee und wirkte sich nur indirekt auf die Geestlande aus.

Bis etwa 1460 sank in erheblichem Maße die Bevölkerung der ländlichen Räume. Für diese Verluste sind indirekt die weitflächige Entwaldung, die massiv wirkende Erosion durch Wind und Wasser, zunehmende Unwetter bis hin zu einem leichten Temperaturrückgang als Vorboten der kleinen Eiszeit, wachsende sozialer Spannungen aufgrund verschärfter Verteilungskämpfe und auch das zunehmende Stadt-Land-Gefälle als Faktoren einzubeziehen. In dem vergleichsweise gut dokumentierten Raum zwischen Hamburg und Lübeck fiel die Anzahl der Hofstellen in den Dörfern auf nur noch ein Viertel des um 1300 belegten Siedlungsmaximums. Die allermeisten Dörfer hatten derartige Verluste zu tragen, fast ein Viertel der Dörfer verschwand völlig und fiel wüst.¹⁰⁸ Allerdings ist von starken regionalen Unterschieden auszugehen. Doch weniger die unterschiedlichen Katastrophen dürften als folgenreichste Faktoren der massiven Verluste anzusehen sein, sondern vielmehr tiefgreifende strukturelle Probleme, die vor allem im massiven Landesausbau ab der Mitte des 13. Jahrhunderts begründet liegen. Das massive Streben nach Zuwächsen bewirkte letztlich unübersehbare Verluste.

Im Zuge der Krise verschwanden neben der ländlichen Unterschicht vor allem große Teile der nicht von der Landwirtschaft lebenden Menschen aus den Dörfern. Kleine Handwerker und Gewerbetreibende wanderten in die Städte ab und ließen in den Dörfern vornehmlich die Hufner als Besitzer der großen Höfe zurück, die nach dem Abklingen der Krise meist erheblich größeren Stellen vorstanden. So zogen die Städte ihrerseits Gewinn aus den Problemen der ländlichen Räume, die weitgehend ihre nichtagrarischen Komponenten einbüßten. Dieser Einschnitt muss die Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land vertieft haben und als zunehmende Strukturschwäche der ländlichen Räume gewertet werden. Erst im Laufe der frühen Neuzeit kamen in den Dörfern aufgrund des neuerlich einsetzen Bevölkerungszuwachses zu den bestehenden Hufen auch Teilhufen und später Katenstellen hinzu. Manche Dörfer hatten kurz vor 1800 noch nicht wieder den um 1300 gültigen Stand erreicht.

Allerdings sind die drei massiven Katastrophen der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nicht als die Ursachen all dieser Probleme zu werten. Strukturell hatten zuvor bereits die Menschen vieler Generationen jene Weichen gestellt, die das Triumvirat dieser Katastrophen überhaupt erst ermöglichten. Der forschende Blick vermag in den sich schleichend herausbildenden strukturellen Krisen mehr zu gewinnen als in jenen „Ereignissen“, die schließlich metaphorisch als letzter Tropfen das Fass zu überlaufen brachten.

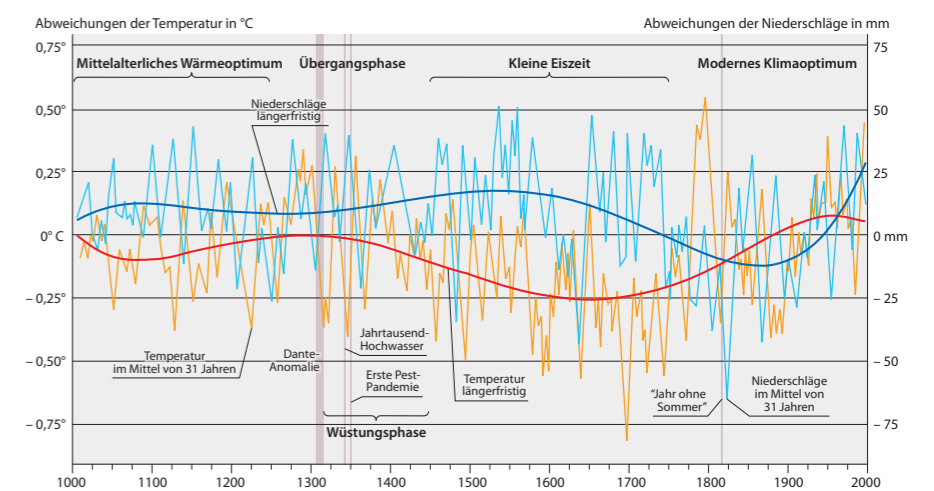


Abb. 12: Veränderungen von Temperatur und Niederschlagsmengen im Mitteleuropa zwischen 1000 und 2000 (nach Glaser: *Klimageschichte*, S. 181; modifizierte Darstellung). Veränderungen von Temperatur und Niederschlagsmengen im Mitteleuropa zwischen 1000 und 2000 (nach Glaser: *Klimageschichte*, S. 181; modifizierte Darstellung).

Anmerkungen

- 1 Zum Anthropozän grundlegend Ehlers, Eckart: Das Anthropozän. Die Erde im Zeitalter des Menschen, Darmstadt 2008. Vgl. zu globalen Aspekten: <https://www.archaeologie-online.de/nachrichten/die-wurzeln-des-anthropozans-5958/> [30.06.2024].
- 2 Keyser, Erich (Hrsg.) / Helga-Maria Kühn (Bearb.): Das Visitationsbuch der Hamburger Kirchen 1508. 1521. 1525, Hamburg 1970 (Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs 10), S. 247.
- 3 Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg (StAH), Bestand 611-1 St. Johanniskloster, Nr. 407; gedr. in Clasen, Armin: Altes stormarisches Bauerntum in Registern des 15. und 16. Jahrhunderts, Hamburg 1955, S. 21, Nr. 125.
- 4 Schleswig-Holsteinisches Landesarchiv Schleswig (LASH), Abt. 111 Nr. 2201 (Amtsrechnung [AR] Trittau 1534), fol. 10v.
- 5 Zu den hier genannten Getreidesorten und sonstigen Anbaufrüchten vgl., grundlegend Körber-Grohne, Udelgard: Nutzpflanzen in Deutschland von der Vorgeschichte bis heute, ND Hamburg 1995.
- 6 LASH, Abt. 111 Nr. 483, Nr. 5, S. 11 (1699).
- 7 LASH, Abt. 8.3 Nr. 1228 (Erdbuch Amt Tremsbüttel), S. 87-126. Im Amt Tremsbüttel diente ein kleineres Scheffelmaß zur Berechnung.
- 8 Koppmann, Karl (Hrsg.): Necrologium Capituli Hamburgensis. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte (ZHG) 6 (1868), S. 21-183, hier S. 143.
- 9 StAH, Bestand 611-1 St. Johanniskloster Nr. 407; gedr. in Clasen: Bauerntum, S. 21, Nr. 128. – LASH, Abt. 111 Nr. 2201 (AR Trittau 1534), fol. 11v (1534).
- 10 Hasse, Paul (Bearb. u. Hrsg.): Schleswig-Holstein-Lauenburgische Regesten und Urkunden. Dritter Bd., Hamburg 1896 (SHRU 3), 303-305 = Hagedorn, Anton (Hrsg.): Hamburgisches Urkundenbuch. Zweiter Band, Hamburg 1911-1939 (Hamb. UB 2), 319-321 (1314). Zu diesen Verkäufen vgl. Bock, Günther: 700 Jahre Tonndorf – Überlegungen zur frühen Geschichte. In: Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kultur 2013, S. 70-106.
- 11 SHRU 3, 355 = Hamb. UB 2, 407 (1317).
- 12 SHRU 3, 491 = Hamb. UB 2, 559 (1322).
- 13 Keyser/Kühn: Visitationsbuch, S. 73.
- 14 LASH, Abt. 111 Nr. 1923 (AR Reinbek 1534), fol. 6v.
- 15 SHRU 3, 923 = Hamb. UB 2, 1013 (1336).
- 16 Pauls, Pauls, Volquart (Hrsg.): Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden. Viertes Bd., Kiel 1924 (SHRU 4), 834 (1359).
- 17 Keyser/Kühn: Visitationsbuch, S. 64, 238, 375f.
- 18 SHRU 3, 1040 (1339).
- 19 SHRU 4, 392, S. 270.
- 20 Küster, Hansjörg: Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart, München 2003, S. 87f.
- 21 Herrmann, Joachim (Hrsg.): Die Slawen in Deutschland. Geschichte und Kultur der slawischen Stämme westlich von Oder und Neiße vom 6. bis 12. Jahrhundert, Berlin (Ost) 1985, S. 75f.
- 22 Hofmeister, Hermann: Urholstein, Glückstadt 1932 (Altsachsenforschung, Bd. 1), S. 45-47.
- 23 Kroll, Helmut: Kultur- und Sammelpflanzen. In: Müller-Wille, Michael (Hrsg.): Starigard/Oldenburg. Ein slawischer Herrschersitz des frühen Mittelalters in Ostholstein, Neumünster 1991, S. 307-314.
- 24 Schlosser, Wolfhard: Die Himmelscheibe von Nebra – astronomische Untersuchungen. In: Meller, Harald (Hrsg.): Der geschmiedete Himmel. Die weite Welt im Herzen Europas vor 3600 Jahren, Stuttgart 2004, S. 44-47.
- 25 Verbeek, Bernhard: Die Anthropologie der Umweltzerstörung. Die Evolution und der Schatten der Zukunft, Darmstadt³1998, S. 213
- 26 Muhl, Arnold: Gesegnetes Land – Der Großraum Dieskau im frühbronzezeitlichen Fundmosaik. In: Meller (Hrsg.): Der geschmiedete Himmel, S. 100-103.
- 27 Breuer, Heiko / Meller, Harald: Tränen der Götter. In: Meller (Hrsg.): Der geschmiedete Himmel, S. 104-107.
- 28 Kaul, Fleming: Die Sonnenschiffe des Nordens. In: Meller (Hrsg.): Der geschmiedete Himmel, S. 58-63. – Behringer, Wolfgang: Kulturgeschichte des Klimas. Von der Eiszeit bis zur globalen Erwärmung, München¹⁰2023, S. 57.
- 29 Schultz-Klinken, Karl-Rolf: Haken, Pflug und Ackerbau. Ackerbausysteme des Saatfurchen- und Saatbettbaues in urgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit sowie ihr Einfluß auf die Bodenentwicklung. In: Die Kunde NF 26/27, S. 5-68, S. 21.
- 30 Zu dieser Thematik grundlegend Scott, James C.: Die Mühlen der Zivilisation. Eine Tiefengeschichte der frühesten Staaten, Berlin²2022 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 2334).
- 31 Kraack, Detlef: Die frühen Schauenburger als Grafen von Holstein und Stormarn (12.-14. Jahrhundert). In: Rasmussen, Carsten Porskrog / Imberger, Elke / Lohmeier, Dieter / Momsen, Ingwer (Hrsg.): Die Fürsten des Landes. Herzöge und Grafen von Schleswig, Holstein und Lauenburg, Neumünster 2008, S. 28-51, hier S. 29. – Willert, Helmut: Überlegungen zur fränkischen Nordelbienpolitik in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 146 (2021), S. 6–52, hier S. 45f.
- 32 Laur, Wolfgang: Die Orts- und Gewässernamen der Freien und Hansestadt Hamburg. Ein historisches Lexikon unter Einbeziehung relevanter Flurnamen, Neumünster 2012, S. 201f.
- 33 Laur: Orts- und Gewässernamen, S. 94f.
- 34 Laur, Wolfgang: Historisches Ortsnamenlexikon von Schleswig-Holstein, Neumünster 1992 (2. Aufl.; Veröffentlichungen des LAS 28), S. 163, 189. Das hochgestellte Sternchen (*) verweist darauf, dass diese Namensform nicht in den Quellen belegt ist.
- 35 Laur: Orts- und Gewässernamen, S. 170f.
- 36 Radkau, Joachim: Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt, München²2002, S. 165.
- 37 Küster, Hansjörg: Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart, München 2003, S. 111.
- 38 Arnold, Volker: Schleswig-Holstein neu entdecken. Spuren der Erdgeschichte und Archäologie in Laserscandaten, Heide 2012, S. 8.
- 39 Hirte, Christian: Erste Konturen: Vor- und Frühgeschichte in Schleswig-Holstein. In: Lange, Ulrich (Hrsg.): Geschichte Schleswig-Holsteins. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Neumünster 1996, S. 11-57, hier S. 32. – Zur Bewirtschaftung derartiger Ackerformen mittels des Hakens vgl. Schultze-Klinken: Ackerbausysteme, S. 22-32.
- 40 Hammel-Kiesow, Rolf / Pelc, Ortwin: Landesausbau, Territorialherrschaft, Produktion und Handel im hohen und späten Mittelalter (12.-16. Jh.). In: Geschichte Schleswig-Holsteins. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, hrsg. von Ulrich Lange, Neumünster 1996, S. 59-134, hier S. 59.
- 41 Kehr, Paul (Bearb.): Die Urkunden der deutschen Karolinger. 3. Bd. Die Urkunden Arnolds, Berlin 1940, Nr. 102.
- 42 Lappenberg, Johann Martin (Hrsg.): Hamburgisches Urkundenbuch. 1. Bd., Hamburg 1842 (ND Hamburg 1907; Hamb. UB 1), 493 = Hasse, Paul (Bearb. u. Hrsg.): Schleswig-Holstein-Lauenburgische Regesten und Urkunden. Erster Bd., Hamburg 1886 (SHRU 1), 475 (1229). – SHRU 1, 729 (1249).
- 43 Hamb. UB 1, 602 = Hase, Paul (Bearb. u. Hrsg.): Schleswig-Holstein-Lauenburgische Regesten und Urkunden. Zweiter Bd., Hamburg 1888 (SHRU 2), 102 (1256). – SHRU 4, 916 (1361). – Hamb. UB 1, 759 = SHRU 2, 494 (1275).
- 44 Zu nördlich der Elbe betriebenen Villikationen vgl. Bock, Günther: Adel, Kirche und Herrschaft. Die Unterelbe als Kontaktraum im europäischen Kontext des 10. bis 13. Jahrhunderts, Münster 2018 (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins [QuFGSH 126]), S. 283-292.
- 45 Hamb. UB 1, 162 = SHRU 1, 121 (um 1140). – SHRU 4, 916 (1361).
- 46 Lammers, Walther: Das Hochmittelalter bis zur Schlacht von Bornhöved, Neumünster 1981 (Geschichte Schleswig-Holsteins 4. Bd. Tl. 1), S. 46-48.
- 47 Radkau: Natur und Macht, S. 115. – Detlefsen, (Detlef): Ein Wevelsflether Missale oder Urkunden zur Geschichte des Kirchenackers u. a. In: ZSHG 25 (1895), S. 59-98, hier S. 89.
- 48 Koppe, Wilhelm: Rodung und Wüstung an und auf den Bungbergen. Tl. 1. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte (ZSHG) 80 (1956), S. 29-66, hier S. 72.
- 49 Janssen, Walter: Studien zur Wüstungsfrage im fränkischen Altsiedelland zwischen Rhein, Mosel und Eifelnordrand, Tl. 1, Köln 1975 (Beihefte der Bonner Jahrbücher 35), S. 132.
- 50 Bock, Günther: Oldenfelde – vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit und die „Langen Wellen“. In: Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte und Kultur 2003, Karte S. 40f.
- 51 LASH, Abt. 111 Nr. 1923 (AR 1534), fol. 8r; Nr. 1926 (AR 1578).
- 52 SHRU 3, 608 = Hamb. UB 2, 687; SHRU 3, 670 = Hamb. UB 2, 754; vgl. LASH, Urk.-Abt. 121 Nr. 1A (1236/27). – LASH, Urk.-Abt. 121 Nr. 1A (1328). – Laur: Ortsnamenlexikon, S. 167.
- 53 Carstens, Werner (Bearb.): Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden. 6. Bd., Neumünster 1971 (SHRU 6), 1135 (1394).
- 54 Lehe, Erich von: Stormarn im Mittelalter (1227-1544). In: Bock von Wülffingen, Constantin / Frahm, Walter (Hrsg.): Stormarn. Der Lebensraum zwischen Hamburg und Lübeck, Hamburg 1938, S. 187-225, hier S. 217.
- 55 Hamb. UB 1, 619 = SHRU 2, 144 (1257).
- 56 Radkau: Natur und Macht, S. 17, 91.
- 57 Jäger: Einführung in die Umweltgeschichte, S. 81, 83.
- 58 Küster: Geschichte des Waldes, S. 113.
- 59 Jäger: Einführung in die Umweltgeschichte, S. 78.
- 60 Bock, Günther: Das Tremsbüttler Heuer- und Dienstgeldregister von 1490. In: Jahrbuch für den Kreis Stormarn 1990, S. 122.
- 61 Laur: Ortsnamenlexikon, S. 614.
- 62 Hamb. UB 2, 213. – SHRU 3, 222, 223 (1310).
- 63 Hamb. UB 1, 613 = SHRU 2, 122 (1256).
- 64 Hamb. UB 1, 939 = SHRU 2, 736 (1288).
- 65 Hamb. UB 4, 276 (1346). – LASH, Abt 111 Nr. 2201 (AR Trittau 1534), fol. 10r.
- 66 Bock, Günther: Wüstungen in Stormarn. Tl 1. Wüstungen in den Kirchspielen Kirchsteinbek und Alt Rahlstedt. In: Jb Stormarn 2014, S. 6-35, hier S. 17f.
- 67 Laur: Ortsnamenlexikon, S. 620.
- 68 SHRU 3, 152 (1303/1307).
- 69 Laur: Ortsnamenlexikon, S. 174.
- 70 Hamb. UB 1, 613 = SHRU 2, 122.
- 71 Laur: Ortsnamenlexikon, S. 513.
- 72 Hamb. UB 1, 651 = SHRU 2, 196 (1259).
- 73 Heuer, Hans: Das Kloster Reinbek. Beitrag zur Geschichte der Landschaft Stormarn, Neumünster 1985 (QuFGSH 86), Urk. 48, 49.
- 74 LASH, Abt. 400.5 Nr. 428 (AR Reinbek 1577).
- 75 SHRU 3, 417 (1320).
- 76 Hamb. UB 1, 751 = SHRU 2, 462 (1273).
- 77 Hamb. UB 1, 649 = SHRU 2, 194; Hamb. UB 1, 650 = SHRU 2, 195 (1259).
- 78 Hamb. UB 1, 712 = SHRU 2, 344. Die Urkunde ist dort jeweils falsch datiert.
- 79 Radkau: Natur und Macht, S. 165.
- 80 Nachdichtung Hans Hegner [<http://www.minnesang.com/Saenger/walther-texte.html>]; 06.03.2024].
- 81 SHRU 3, 132 (1306). – Prange: Flurkartenstudien, S. 18, Karte 7.
- 82 Hamb. UB 1, 619 = SHRU 2, 144 (1257).
- 83 Radkau: Natur und Macht, S. 26. – Jäger: Einführung in die Umweltgeschichte, S. 65f., 68. Zu diesem Phänomen grundlegend Richter, Gerold (Hrsg.): Bodenerosion. Analyse und Bilanz eines Umweltproblems, Darmstadt 1998.
- 84 Koppmann, Karl (Hrsg.): Die Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg. Bd. 2, Hamburg 1873, S. 17.
- 85 Jäger: Einführung in die Umweltgeschichte, S. 53f. – Ellenberg, Heinz: Bauernhaus und Landschaft in ökologischer und historischer Sicht, Stuttgart 1990, S. 127. – Radkau: Natur und Macht, S. 95.
- 86 LASH, Abt. 111 Nr. 1992 (AR Reinbek 1647/48).
- 87 Hauschild-Thiessen, Renate: Die Walddörfer im Jahre 1810. Aus den Tagebüchern von Ferdinand Beneke. In: Unsere Heimat die Walddörfer 1988, S. 41f. – Clasen, Armin: Fuhlsbüttel und Ohlsdorf, Hamburg 1963, S. 96f.
- 88 Prange, Wolfgang: Holsteinische Flurkartenstudien. Dörfer und Wüstungen um Reinbek, Schleswig 1963 (Gottorfer Schriften 7), Karte 3.
- 89 SHRU 1, 608 = Stüben, Joachim: Geschichte des Zisterzienserinnenklosters Uetersen von den Anfängen bis zum Aussterben des Gründergeschlechts (1235/37-1302). Ein Rekonstruktionsversuch, Berlin/Boston 2018 (Studien zur Germania Sacra NF 7), Nr. 15, S. 282-289 (ab 1269). – SHRU 3, 31 = Hamb. UB 2, 26 (1302).
- 90 Mecklenburgisches Urkundenbuch (MUB). Bd. 16, Schwerin 1893, 9569 (1366). – Urkundenbuch der Stadt Lübeck (UBStL). Bd. 5, Lübeck 1877, Nr. 331 (1410); vgl. Prange, Wolfgang: Siedlungsgeschichte des Landes Lauenburg im Mittelalter, Neumünster 1960 (QuFGSH 41), S. 240. – Boeck, Christian: Wellingsbütteler Urkunden und Texte. Heft II, 1563-1699, Hamburg 1950, Urk. 15A (1463). – Die Behauptung einer „Dreifelderwirtschaft“ u. a. in Ibs/Dege/Unverhau (Hrsg.): Historischer Atlas, S. 43. – Meier, Dirk: Schleswig-Holstein im Frühen Mittelalter. Landschaft. Archäologie. Geschichte, Heide 2011, S. 130.
- 91 Stooß, Heinz (Hrsg.): Helmold von Bosau. Slawenchronik, Darmstadt⁵1990, cap. 66, S. 228-231.
- 92 Naß, Klaus (Hrsg.): Die Reichschronik des Annalista Saxo, Hannover 2006 (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores [MGH SS] 37), S. 500. – Annales Hildesheimenses. In: MGH SS 3, Hannover 1839, S. 22-116, hier S. 110.
- 93 Jankrift, Kay Peter: Brände, Stürme, Hungersnöte. Katastrophen in der mittelalterlichen Lebenswelt, Stuttgart 2003, S. 113.
- 94 Radkau: Natur und Macht, S. 13, 17, 53.
- 95 Thoen, Erik: Hungersnöte. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. V, ND München 2002, Sp. 220-222.
- 96 Bauch, M. / Labbé, T. / Engel, A. / Seifert, P.: A prequel to the Dantean Anomaly: the precipitation seesaw and droughts of 1302 to 1307 in Europe, Clim. Past, 16, 2343–2358, <https://doi.org/10.5194/cp-16-2343-2020> [26.01.2021]. – Cook, Edward R. u. a.: Old World megadroughts and pluvials during the Common Era. Science Advances, 11/2015. [<https://advances.sciencemag.org/content/11/10/e1500561.full>] (18.02.2021). – Witte, Karl (Übers.): Dante Alighieri. Die göttliche Komödie, Köln 2005, S. 26.
- 97 Kuß, Christian: Jahrbuch denkwürdiger Naturereignisse in den Herzogtümern Schleswig und Holstein vom elften bis zum neunzehnten Jahrhundert. 1. Tl., Altona 1825, S. 22f. – Koppmann, Karl (Hrsg.), Die [Lübecker] Detmar-Chronik, Leipzig 1899 (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Bd. 26), S. 335, 425, 427, 434f. – Lucas, Henry S.: The Great European Famine of 1315, 1316 and 1317. In: Speculum 5 (1930), S. 343-377, hier S. 361. – Richter, Klaus: Untersuchungen zur Hamburger Wirtschafts- und Sozialgeschichte um 1300 unter besonderer Berücksichtigung der städtischen Rentengeschäfte 1291-1330, Hamburg 1971 (Beiträge zur Geschichte Hamburgs 6), S. 82. – Jankrift, Kay Peter: Brände, Stürme, Hungersnöte. Katastrophen in der mittelalterlichen Lebenswelt, Stuttgart 2003, S. 122-124. – Zum Hunger vgl. auch Delumeau, Jean: Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts, Reinbek 1989, S. 228-234.
- 98 SHRU 3, 413, 415 = Hamb. UB 2, 470, 471 (1320).
- 99 Fink, Walter: Das Amt Reinbek 1577-1800. Höfe, Mühlen, Vorwerke und ihre Besitzer, Frankfurt a. M. 1969, S. 220.
- 100 Thoen: Hungersnöte, Sp. 220-222. – Jankrift: Brände, Stürme, Hungersnöte, S. 55-58, 112-114, 122-124. – Glaser: Klimageschichte, S. 66. – Bork, Hans-Rudolf u. a.: Spuren des tausendjährigen Niederschlags von 1342. In: Ders.: Landschaften der Erde unter dem Einfluss

- des Menschen, Darmstadt 2006, S. 115-121. – Dreibrodt, Stefan / Bork, Hans-Rudolf: See-Geheimnisse: das Geschichtsbuch unter dem Belauer See (Schleswig-Holstein). In: Bork, Hans-Rudolf: Landschaften der Erde unter dem Einfluss des Menschen, Darmstadt 2006, S. 121-128, hier S. 127. – Kuß: Jahrbuch denkwürdiger Naturereignisse, S. 26f. – Bock, Günther: Raub und Brand in den Dörfern des Hamburger Domkapitels – Ein Wirtschaftskrieg des Hamburger Rates im September 1342. In: Pelc, Ortwin (Hrsg.): Kriegsleiden in Norddeutschland vom Mittelalter bis zum Ersten Weltkrieg (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins [SWSG] Bd. 57), Stuttgart 2021, S. 37-71, hier S. 70.
- 101 SHRU 4, 427 (1350). – SHRU 4, 607, 646, 691, 799-802, 807, 837 u. a. m. – Hegel, Karl v. / Janicke, Karl Ed. Gustav (Hrsg.): Die Magdeburger Schöppchenchronik. In: Chroniken der deutschen Städte. Bd. 7, Magdeburg Bd. 1, Leipzig 1869, S. 1-421, hier S. 2f. – SHRU 4, 446 = Hamb. UB 4, 453, 456 (1350). – SHRU 4, 527 (1352). – Romano, Ruggiero / Alberto Tenenti: Die Grundlegung der modernen Welt. Spätmittelalter, Renaissance, Reformation, Frankfurt a. M. 1967 (Fischer Weltgeschichte 12), S. 16. – Bulst, Neithard / Leven, Karl-Heinz: Art. Pest. In: Lexikon des Mittelalters VI, München 2002, Sp. 1915-1921. – Herlihy, David: Der schwarze Tod und die Verwandlung Europas, Berlin 1998, S. 75-84. – Delumeau: Angst, S. 140-199. – Graus, František (Hrsg.): Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme, Sigmaringen 19087 (Vorträge und Forschungen 35), passim. – Volger, Wilhelm Friedrich (Hrsg.): Urkundenbuch der Stadt Lüneburg. Bd. 2. Von 1370-1387, Hannover 1875 (Urkundenbuch des Historischen Vereins für Niedersachsen, H. 9), 709 = SHRU 6, 1729 (1371?). – <https://www.ndr.de/nachrichten/schleswig-holstein/Kleine-Sensation-600-Jahre-juedisches-Leben-in-Schleswig-Holstein,urkunde118.html> [15.03.2024].
- 102 Koppmann (Hrsg.): Detmar-Chronik, S. 521f. – Ibs, Jürgen Hartwig: Die Pest in Schleswig-Holstein von 1350 bis 1547/48. Eine sozialgeschichtliche Studie über eine wiederkehrende Katastrophe, Frankfurt a. M. 1994 (Kieler Werkstücke, Reihe A, Bd. 12), S. 87. – Peters, Elisabeth: Das große Sterben des Jahres 1350 in Lübeck und seine Auswirkungen auf die wirtschaftliche und soziale Struktur der Stadt. In: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 30 (1940), S. 15-148, hier S. 141.
- 103 Koppmann (Hrsg.): Detmar-Chronik, S. 509. – Peters: Das große Sterben, S. 21f. – Koppmann, Karl: Der Franziskaner-Lesemeister Detmar. In: Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 9 (1900), S. 4-13. – Mantels, Wilhelm: Beiträge zur Lübisches-Hansischen Geschichte, Jena 1881, S. 63. – Looft, Karl-Heinz, Die mittelalterlichen Wüstungen zwischen Eider und Schwentine. In: ZSHG 99 (1974), S. 197-254, hier S. 246. – Wegemann, Georg: Die Volkszahl Schleswig-Holsteins seit dem Mittelalter. In: ZSHG 47 (1917), S. 41-67, hier S. 60.
- 104 Hübbe, Wilhelm: Das Weichbild der Stadt Hamburg nach der Urkunde vom 10. Oktober 1258. In: ZHG 6 (1875) S. 209-255, hier S. 252f. – Koppmann, Karl: Zur Geschichte der Seuchen. In: Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte (MVHG) 1 (1878), S. 127-130. – Schrader, Th.: Der schwarze Tod in Hamburg. In: MVHG 9 (1908), S. 76-92, hier S. 77. – UBStL 4, 198 (1373). – Ibs: Pest, S. 209f.
- 105 Jørgensen, Ellen (Hrsg.): Annales Danici medii ævi, København 1920, S. 189. – Romano / Tenenti: Grundlegung, S. 13.
- 106 Delumeau: Angst im Abendland, S. 144.
- 107 Meier, Dirk: Land Unter! Die Geschichte der Flutkatastrophen, Ostfildern 2005, S. 103-109.
- 108 Hierzu zusammenfassend Bock, Günther: Wüstungen in Stormarn – Versuch einer siedlungsgeschichtlichen Bewertung. In: Jb Stormarn 2023, S. 125-155.

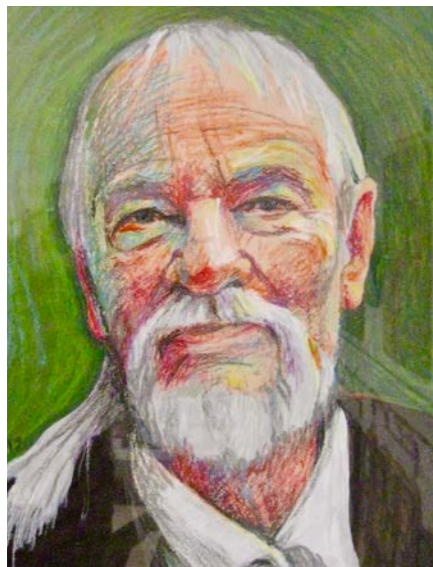
Partie an der Rahlstedter Wassermühle, kolorierte Postkarte von 1907 (Ausschnitt)
 Eine ähnliche Ansicht der Wassermühle, allerdings aus der entgegengesetzten Blickrichtung fotografiert, zeigt die auf Seite 16 abgedruckte Postkarte aus dem „Verlag Jonny Godknecht, Altrahlstedt“ (1907). Eine weitere kolorierte Postkarte ist in diesem Jahrbuch auf Seite 54 zu finden, der „Gasthof an der Rahlau“ in Neu-Rahlstedt (1903). Das Gebäude an der Ecke Rahlstedter Straße/ Schweriner Straße war nach dem Zweiten Weltkrieg als „Hotel Hameister“ bekannt (Abriss 2010). Die drei Postkarten stammen aus dem Stadtteilarchiv des Bürgervereins Rahlstedt.



ALTRAHLSTEDT.

PARTIE BEI DER WASSERMÜHLE.

Werke des Rahlstedter Künstlers H.E.C. Marquart



H.E.C. Marquart
Selbstbildnis 2019
Akryl und Kreiden, 50 x 40 cm

Ich bin Naturwissenschaftler, doch als kunstinteressierter Zeitgenosse lange schon mit dem Architekten und Künstler H.E.C. Marquart befreundet. In den neunziger Jahren wohnte auch ich in Rahlstedt. H.E.C. Marquarts künstlerisches Metier ist die Herstellung von großformatigen keramischen Bildern und Bildnissen in einer einzigartigen handwerklichen und gestalterischen Manier, seiner von ihm geprägten „keramischen Onomatographie.“

Onomatographien sind nach seinem Verständnis besondere bildnerische Deutungen literarischer und geistlicher Texte, wie spezielle Lesarten etwa, oder eigenwillige Betrachtungen und Benennungen, daher dieses griechische Wort, das übersetzt eigentlich Namensschreibung bedeutet.

Doch zunächst eine biographische Notiz:

- Heino E.C. Marquart
- Jahrgang 1940
- Nach dem Abitur Ausbildung zum Lithographen, anschließend einige Semester Studium der Kunst und der evangelischen Theologie in Hamburg.
- Studium der Architektur an der TU Berlin bei O.M. Ungers.
- Fast vier Jahrzehnte Tätigkeit als Architekt mit eigenem Büro in Hamburg, in der Zeit auch Ausbildung in keramischen Techniken und Errichtung eines Keramik-Ateliers.
- Ausstattung vieler seiner Bauvorhaben mit keramischen Bildwerken.
- Seit ca. 2006 ausschließlich freier Künstler.
- Weiterentwicklung seiner Onomatographie.
- Viele Ausstellungen in Deutschland.
- Verheiratet mit Gisela seit 56 Jahren, zwei Töchter, vier Enkel.

Im Jahrbuch 2009 würdigte Dr. Dietrich Hellmund bereits einige der bildnerischen Werke H.E.C. Marquarts zu unterschiedlichen Themen.

Im Jahrbuch 2017 meldete sich H.E.C. Marquart selbst zu Wort mit Abbildungen, Anmerkungen und Deutungen zu mehreren seiner Bilder anlässlich des Luther-Jubiläums.

Jetzt nutze ich hier gern die Gelegenheit, aus der großen Anzahl seiner Werke einige weitere Arbeiten dieses bemerkenswerten Künstlers vorzustellen und mit dessen Einverständnis unter Verwendung seiner eigenen Bildkommentare zu erläutern.

Kommentierende Texte zu seinen Bildern sind ein Charakteristikum in Marquarts Schaffen. Schriftliche Beiträge sind gewissermaßen ein onomatographischer Bestandteil, das gilt neben Werken zu literarischen und biblischen Themen auch für Bilder zu seinen eigenen Sujets.

Immer wieder wird von Zuschauerinnen und Zuschauern bestätigt, dass Marquarts Deutungsangebote seiner Bilder willkommen seien, dass ihnen dadurch das Hinschauen bereichert werde.

Das gilt nun freilich für die wirkungsvollen großen Originale eher als für diese Abbildungen. Keramische Glasuren und Engoben sind von besonderem Glanz und haben darüber hinaus tastbare Strukturen. Anders als bei Gemälden darf man Marquarts keramische Bildoberflächen berühren.

Dennoch meine ich, sind auch hier, bei den kleinen Wiedergaben der Bilder, solche ergänzenden Textzutaten zu begrüßen.

Oblomow

Iwan A. Gontscharow (1812-1891) entwarf in seinem Roman „Oblomow“ das Bild eines Adligen, der – in seiner weltfremden Trägheit – Sinnkrise und Niedergang des russischen Adels repräsentiert. Oblomow, nicht unbegabt und nicht unsympathisch, versinkt teilnahmslos im Nichtstun und erblickt seine Umwelt gewissermaßen nur „einäugig“. Einäugigkeit ist als Metapher für Weltfremdheit auch das Stichwort für Marquarts Überlegungen zu seinem Bild:

„Um ihn, Oblomow, der uns zuweilen so fern nicht scheint, verstehen zu lernen, schlage ich vor, dessen eingeschränkte Weltsicht einmal selbst zu probieren. Dem Betrachter kann ich mit einer speziellen Perspektive ermöglichen, gewissermaßen durch „Oblomows Auge“ zu blicken.“

Eine Abbildung in Zentralperspektive ist genau genommen nämlich nur durch den Blick aus einem Auge zu konstruieren. Beschaut man solche Darstellung also von ihrem sogenannten Fluchtpunkt aus mit nur einem Auge, so gewinnt man tatsächlich einen dreidimensionalen Eindruck, so als schäue man wirklich in einen Raum hinein. Ein Fluchtpunkt liegt stets auf dem Horizont, und der repräsentiert wiederum eine Augenhöhe.

Wenn Oblomow nun also weiter rechts vom Bild herrschaftlich erhöht auf seinem Kanapee liegend vorzustellen ist, dann entspricht seine Augenhöhe ungefähr der Tischkantenlinie. Diese Augenhöhe kann als Horizont jetzt eben auch vom Betrachter eingenommen werden, ebenfalls etwas weiter rechts vom Bild und jetzt einäugig.“

Wirklich überzeugend allerdings gelingt dieser räumliche Eindruck allein beim Begucken des Originals.

Das Bild zeigt Oblomows schlichte, eher etwas langweilige, nicht besonders saubere Wohn- und Schlafstube. Sein ständiger, ebenfalls lustloser Diener Sachar vermag in Oblomows Welt lediglich etwas aufzuräumen, an dessen Teilnahmslosigkeit aber nichts zu ändern. So also sieht Oblomow die belebte Welt nicht einmal durchs Fenster, sie ist seinem Blick verstellt, nur der Lichtschein zeugt von einer Außenwelt. Dieses Bild ist also keine Illustration, sondern eine Einladung an Betrachter und Betrachterin, sich einmal auf Oblomows Welt (die eines Prokrastinierers) einzulassen, der Weltsicht einer der großen Figuren der russischen, ja der Weltliteratur.



OBLOMOW
Iwan Gontscharows „Überflüssiger Held“
Onomatographie als keramische Fliesenarbeit
ca. 51 x 49 cm 2006



IRRE IM GARTEN
Rainer M. Rilke
Tablett mit keramischen Fliesen
ca. 34 x 76 x 6 cm 2004

Irre im Garten

Thema dieses Bildes ist eines der beiden Gedichte, die Rilke nach seinem Aufenthalt in Dijon um 1918 schrieb. Im Anblick der Unterbringung Geisteskranker sinnierte er über deren Situation und deren Empfinden: „Irre im Garten“

Dazu hat Marquart vier Portraits – auf ihre Weise anrührende Charaktere – geschaffen, umgeben von den keramischen Texten der fünf Strophen des Rilke-Gedichts. Für dieses Bild baute er nun einen ungewöhnlichen Rahmen in Form eines Tablett mit Griffen auf beiden Seiten.

Für seine Bilder baut er alle Rahmen selbst (er meint, das handwerkliche Geschick derlei Dinge herzustellen, dürfe man von einem Architekten wohl erwarten), dazu steht ihm eine gut ausgerüstete Werkstatt zur Verfügung, die er für sein Architekturbüro zum Modellbau eingerichtet hatte.

Marquart sagt mir, das Tablett soll eine Art fürsorglich freundlicher Beherbergung sein. Diese Unterbringung kann für die Dargestellten ein Getragenwerden, ein Aufgehobensein so gut wie eine unerwartete Nützlichkeit bedeuten. Einfühlend können wir jetzt das Thema für uns „in die Hand nehmen“.

Dazu noch aus dem Kommentar:

„Ich habe sie „eingeübt“, kenne sie inzwischen gut, weiß zum Beispiel, dass auch mein Freund ganz links lächelt, so ist eben Lächeln bei ihm. Sie sind versonnen und harmlos und haben darin eine Art Vollkommenheit und für unsere Realität ihre eigenen Deutungsmöglichkeiten. Aus ihrer Klugheit werden wir nicht klug. Machen wir uns nichts vor: Jedes Antlitz, auch unseres, hat Merkmale dieser Gesichter. Die Beschränktheit, die wir gewohnt sind schnell zu unterstellen, ist jeweils nur Eindruck derer, die sich in diesem Sinne für unbeschränkt halten: Unbeschränktheit aber ist die eigentlich seltsame Fiktion.“

Heilung des besessenen Gerasener

Dieses Bild hat mich besonders beeindruckt, und das liegt auch an dem Begleittext, den ich deswegen hier gern in voller Länge wiedergeben möchte:

„Was war geschehen?
Ein Mensch wurde in Besitz genommen von bösen Geistern.

Das kennen wir vielleicht: Dieser Mensch ist verwirrt, man sagt, er sei besessen, er hört seltsame Stimmen, die ihn beleidigen, verlachen und bedrängen, er spricht in Rätseln, kennt sich nicht mehr aus, multiple Erscheinungen zwingen ihn, konfuse Anweisungen zu folgen.

Wir erfahren, dass dieser Mensch zunehmend als unberechenbar galt, man fürchtete sich vor ihm, er wurde bereits ausgeschlossen aus seinem Familienverband, aus seiner vertrauten Umgebung – gar aus der menschlichen Gesellschaft, man hat ihn gefesselt und fortgeschafft in die Wüstenei. Es hat nicht geholfen, er wurde die Geister nicht los!

In der Einsamkeit ist er zwar ruhiger geworden, blieb jedoch zornig in seiner erzwungenen Selbstbezogenheit. Er hat die Schar seiner Alter Egos verwünscht, die Fesseln zerrissen, sich selbst malträtirt, mit Steinen geschlagen: Es hat nicht geholfen, er wurde die Geister nicht los!

Da sieht er Jesus kommen, den unermüden Wanderer, eilt humpelnd auf ihn zu und fleht ihn verworren an, dass der ihn vom Übel befreie – und nicht auch wieder vertreibe.

Ahnt er etwa von Jesu göttlicher Berufung? Und Jesus beginnt – wie um es vorzuführen – mit der (damals schon traditionellen) exorzistischen „Behandlung“ des Falls: Er droht den Geistern Zwang an und Gewalt, um sie dem Besessenen auszutreiben. Aber dann besinnt er sich – eigentlich weiß er doch, dass seine Kompetenz viel weiter reicht als dieser stupiden Praktik zu folgen. Und Jesus beginnt aufs Neue. Er fragt – zu dessen Überraschung – nach dem Namen des Besessenen und der bringt stammelnd hervor, sein Name sei „Legion – denn wir sind viele!“ Er war nicht gewohnt, nach seinem Namen gefragt zu werden. Damit aber sagt er zweierlei: Wir, das sind die Vielen, die ihn in Besitz genommen haben – und wir, das sind die Vielen unter uns, die ähnlich leiden wie er – und das sind vermutlich mehr, als wir uns vorstellen mögen.

Die Geister haben ihrerseits Jesus jetzt offenbar als eine Art Partner erkannt, er scheint nämlich ihre Sprache zu verstehen – und sie bitten ihn, vom Besessenen ausfahren zu dürfen und in eine Schweineherde, die dort auf der Weide ist, einfahren zu dürfen: Und Jesus erlaubt es ihnen.



HEILUNG DES BESESSENEN GERASENERS
Mk 5, 1-15 keramische Onomatographie
ca. 66 x 66 cm 2003

Das kann gar nicht genug betont werden, ist es doch das Gegenteil einer Ausbreitung. Er erlaubt es ihnen!

Die Geister verlassen also freiwillig den Besessenen und fahren hinein in die Schweine, die – ihrerseits jetzt von ihnen in Besitz genommen – sich von einer Klippe ins Meer, in den Tod stürzen. Das klingt nun allerdings nach einer befremdenden und eigentlich überflüssigen Fortsetzung der Geschichte (sicherlich irgendwann hinzugefügt aus einem anderen, viel älteren Mythos).

Unser „Legion“ aber ist sogleich von seiner Drangsal befreit und geistig wieder genesen.

Jesus hatte offenbar unter anderem auch diese spezielle Gabe, nämlich sich in einer geeigneten Sprache mit multiplen Geistern verständigen zu können. Das wird hier berichtet. Eigentlich unverständlich, dass die Katholische Kirche bis heute eher an exorzistischen Praktiken festhält, anstatt Jesu Vorbild zu würdigen und zu versuchen, ihm gewissermaßen methodisch zu folgen. Das Bild zeigt einen zwar zornigen aber bereits entmutigten Psychopathen, der eingekreist und bedrängt ist von Inkarnationen seiner aggressiven Alter Egos. Hohn und Spott. Eine wilde, verstörend laute Angelegenheit ist das – wenn Bilder laut sein können.

Aber im Gegensatz zu diesem optischen Lärm zeigen Aufbau und Format des Bildes eher eine ruhige Normung: Ein Quadrat aus Quadraten gebildet, das ist Gemessenheit, Unaufgeregtheit, hinzu kommt die komplementäre (ergänzende) Farbgebung in Grün und Rot, das gehört nach alter Farbenlehre zusammen. Diese Form ist als Hinweis auf eine gewisse Normalität des Sachverhalts zu verstehen, dass wir uns nicht täuschen: Wir sind Legion!

Ein geometrisches Gefüge aus Ordnung und Unterordnung, auch das hat etwas von einer Legion. Sind wir nicht andererseits gewohnt – um solchen Zuständen nicht weiter zu begegnen – die Opfer weggesperrt zu wissen? Entspricht die klare Geometrie nicht auch Grundrissen von Kerkerzellen oder dem Stabwerk eines Gitters?“



DER WEG
keramische Fliesenarbeit
ca. 93 x 70 cm 2002

Der Weg

Ein einladender Weg ist hier dargestellt.
Ist nicht schon die Vorstellung, dort entlang gehen zu dürfen eine Lust?

Marquart schreibt dazu:
„Ein Weg, der Vertrauen weckt, obgleich nicht zu sehen ist, wohin er führt!
Ist das so zuversichtlich hingenommene Ungewisse nicht bereits ein Bild unseres Glaubens?
Wir kennen solche Gehwegplatten, sie sind quadratisch, von gleichem Format und gleicher Farbe, dem Betonsteingrau. Ich habe die keramischen Platten auf dem Bild einzeln hergestellt und verlegt (die Linien sind tatsächliche Fliesenfugen) und wusste, dass dabei keine quadratisch oder auch nur rechtwinklig sein wird, dass sie einander nicht gleichen werden.

Und es sind dennoch wirklich die, von denen wir eigentlich wissen, wie sie sind. Das ist eben unser perspektivisches Erfassen der Dinge. In unserer Wahrnehmung sind gerade Linien – die in die Ferne weisen – nur dann einander parallel, wenn sie am Horizont zusammentreffen. Dass wir Dinge in dieser Weise anders sehen als sie in Wahrheit sind, entspricht unserer Fähigkeit Entfernungen ab-

schätzen zu können (was evolutionär natürlich wichtig war – von Menschen, die das nicht konnten, stammen wir nicht ab).

Hinter unserer Wahrnehmung also eine Gewissheit als Glaubensmetapher. Unser Standpunkt ist auf dem Bild festgelegt: Wir befinden uns leicht rechts neben dem Weg. Ihn zu betreten müssten wir also erst beschließen. Folgten wir dem, gibt es offenbar alsbald die Möglichkeit, weitere Entscheidungen zu treffen, abzubiegen – vielleicht einer (hier nicht sichtbaren) Verlockung nachzugeben? Oder uns jener roten Attraktion zuzuwenden? Wir wissen nicht was es ist, sind es Blüten? Es ist das einzige Rot auf dem Bild.

Wir hätten dabei schon zu Anfang sehen können, dass der Weg die Form eines hingeleigten christlichen Kreuzes beschreibt. Ein christlicher Weg also. Sonnenlicht scheint herab: Es „erzählt“ uns vom ungetrübten Himmel und von üppigen Baumkronen, zu denen uns weiter oben im Bild nur ein Hinweis gegeben wird.“

Bei Weg und Wahrheit fällt mir auch einer der sieben „Ich bin -Sätze“ aus dem Johannesevangelium ein. Dort verkündet Jesus: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.“

Zur Auswahl seiner gestalterischen Mittel gehören für Marquart neben keramischen Oberflächen bei manchen seiner Onomatographien zusätzlich auch eingefärbte hölzerne Furniere.

Wie bei ihm nicht anders zu erwarten, hat auch das eine besondere Bedeutung, hier ist es bewusste Vertauschung stofflicher Merkmale: Keramiken zählen zu den ältesten Kulturzeugnissen der Menschheit, Glasuren können Jahrtausende überdauern.

So sollen auf diesen Bildern menschliche Körperteile – trotz ihrer Sterblichkeit – keramisch gestaltet und mithin als eine fortbestehende numinose Idee gewürdigt werden. Im Gegensatz dazu sollen Teile der dinglichen Welt jetzt – umgekehrt – intarsienartig aus Holz bestehen, einem Material von eher begrenzter Beständigkeit.

Dazu als Beispiel das nächste Bild:

„Marta, Marta“

Mit diesem Bild wird an eine Szene erinnert, die auch zeigt, dass Jesus in der männlich geprägten Gemeinschaft Frauen als gleichwertig empfand. Kein Mann und schon gar nicht ein Rabbi hätte sich damals von einer Frau nach Hause einladen lassen, das war geradezu anrühlich – gegen gute Sitten.

Marta konnte Jesus offenbar bedenkenlos zu sich und ihrer Schwester Maria nach Hause einladen. Sie durften ihn als Gast bewirten – schließlich waren sie mit ihm befreundet, kannten ihn gut, denn er erweckte ihren Bruder Lazarus (Joh 11).

Bei ihnen herrschen „Einfache Verhältnisse“. Marta hat zunächst in der Küche einiges herzurichten, sie will es nach gutem Brauch ihrem Gast recht machen. Maria aber geht ihr dabei nicht zur Hand, sondern setzt sich gleich zu Füßen des



„MARTA, MARTA“
LK 10,41
Keramik / Holz 54 x 48 cm 2015

Freundes auf den Boden, ihm Gesellschaft zu leisten, mit ihm zu plaudern (?) – ihre Schwester würde das mit der Bewirtung schon alleine zu Wege bringen.

Doch Marta tritt nun etwas verärgert hinzu, in ihrer Hand noch einen Teller, und bittet Jesus, sich zur offensichtlichen Untätigkeit ihrer Schwester zu äußern.

Darauf bekommt sie von ihm etwa Folgendes zur Antwort:
„Marta, Marta, du tust hier zwar gute Dinge, aber wichtig ist nur eins und für das hat Maria sich entschieden, das soll ihr nicht genommen werden!“

Die pflichtbewusste Marta ist sprachlos, kann seinem Gedankengang nicht folgen. Ist Gastfreundschaft denn unwichtig? Darf man seinen Gast am Ende unbewirtet „auf dem Trockenen sitzen lassen“? Andererseits – hat denn Maria etwa seine Entgegnung verstanden? Wenigstens gelang es ihr, sich mit Jesu Hilfe vor der Küchenarbeit zu drücken.

Dazu sagt Marquart:

„Ich glaube, hier ist Jesu Antwort für beide zu kryptisch geraten – auch für uns? Gewiss erzählt Lukas uns diese Geschichte, damit uns klar wird: Im Verhältnis zu Jesu Worten sind selbst eherne Pflichten wie die der Gastfreundschaft nicht vorrangig und müssen folglich gering erscheinen. Jesu Worte – überliefert aus fernen Zeiten – sind eben zuweilen „auf Antrieb“ auch für uns nicht zu verstehen: Das gilt es hier zu akzeptieren.“

Für Marquart sind auf seinen Bildern Horizonte als Blickwinkel, als Augenhöhe des Betrachters eine wichtige Mitteilung. Auf diese Weise lässt sich der Betrachter gewissermaßen auf dem Bilde verorten. Hinweise auf solchen Horizont sind also auch auf diesem Beispiel zu erwarten.

Dazu ein weiterer Auszug aus dem Kommentar des Künstlers:

„Durch Verlängerung der Fluchtlinien des kleinen „Sideboards“ neben Maria und der des inneren Türrahmens ergibt sich ein Schnittpunkt, der die Augenhöhe, also unsere Augenhöhe bedeutet.“

Einerseits liegt diese etwa in der Mitte zwischen denen der Schwestern, vielleicht als Hinweis, dass auch wir nicht ganz frei sind von Pflichtvergessenheit. Andererseits kann das überraschenderweise auch die Augenhöhe des rechts vom Bildausschnitt sitzend zu vermutenden Jesus sein. Spricht er also auch zu uns?

Werden wir verklausuliert darauf hingewiesen, dass es auch unter unseren Schuldigkeiten eine Art christlicher Rangordnung geben muss?“

Ein Hungerkünstler und Forschung eines Hundes

Aspekte aus zwei Erzählungen von Franz Kafka finden in diesem Bild gemeinsam Gestalt. Das Bild stellt – nach Marquart – einen Versuch dar, durch detaillierte Betrachtung einer Szene das Interesse an Kafkas Erzählungen zu wecken.

„Ein Hund in unserer Augenhöhe (unsere Horizonthöhe) macht sich auf diesem Bilde wichtig, er fixiert uns. Sollen wir auf dem Bild also die Rolle dessen annehmen, den er anschaut? Durch wessen Augen blicken wir dann auf die Leute hinter ihm?“

„Wir repräsentieren hier – mitleidig wie der Hund uns anblickt – die tragische Gestalt des Hungerkünstlers in Kafkas gleichnamiger Erzählung. Vermutlich ist er Weltmeister im Hungern, in der Dauer kontrollierter Nahrungsverweigerung, genau weiß man es nicht. Er ist aber entschlossen, trotz seines fortgeschrittenen Alters noch länger durchzuhalten in seinem selbst gewählten vergitterten Schaustellerkäfig, der jeden Betrug ausschließen soll. Er ist bereit, dieses Mal alles zu geben.“

Aber das Publikum, die Mitmenschen, die ihm zunächst noch Aufmerksamkeit schenken, ihn sogar bewunderten, verloren mit der Zeit jedes Interesse an seiner Leistung, unterstellen ihm gar Betrugerei. Längst hatten die Leute sich an den Anblick des Gitterkäfigs gewöhnt ... ohne seiner Gestalt noch gewahr zu werden. Dabei geht's mit ihm zu Ende, die Kräfte haben ihn schon verlassen. Auf schmutzigem Stroh, hinter den Gitterstäben, kauert er bereits am Boden. Er strauchelt – er „kommt auf den Hund“, sagt man.“

Diese Redewendung scheint nun Marquarts Schlüssel zu sein, für die Hereinnahme einer weiteren Erzählung von Kafka: „Forschungen eines Hundes“. Ein Hund kommt ans Gitter heran und blickt dem kraftlos Kauernden in dessen bereits gebrochene trübe Augen. Ist am Ende ein Hund das einzige Wesen, das imstande wäre, den frustrierten Hunger-Artisten zu verstehen? Kann denn ausgerechnet ein Hund derlei Dinge durchschauen? „Der kafaeske Hund kann sehr viel, kann verwirrende Zusammenhänge ausdenken, kann daraus seine Schlüsse ziehen, kann forschen – wie wir. Er hat aber auch kognitive Probleme z.B. mit seinen „Lufthunden“, die haben nichts mit Windhunden zu tun, sondern fliegen ziel- und anspruchslos hoch über uns umher – und der Herr ernährt sie doch?“

Der Hund ist hier auf unserer Augenhöhe, schaut genau genommen aber doch eher nach oben. Sind vielleicht gerade wieder diese Lufthunde zu sehen, die jetzt auch die aufschauende Dame bemerkt hat, die mit den langen Stiefeln? Tatsächlich gibt es am oberen Rand des Bildes, ihrer Blickrichtung folgend, auch seltsam transparent glänzende Glasurwirbel zu entdecken, was auf dieser kleinen Abbildung leider nicht wahrgenommen werden kann. Die ungewöhnliche Perspektive dieses Bildes wird durch den Modus eines kafkaesken Irrealis noch forciert: Himmel und Boden sind von hellem schattenlosem Licht erfüllt.“



EIN HUNGERKÜNSTLER und FORSCHUNGEN EINES HUNDES
Zwei Erzählungen von Franz Kafka
Keramik / Holz
57 x 100 cm, 2017



NOOMI AUS BETHLEHEM
SEGNET RUT, DIE MOABITERIN
Keramik / Holz ca. 74 x 36 cm 2019

Noomi aus Bethlehem segnet Rut, die Moabiterin

Das Buch Rut im Alten Testament ist eher ein Büchlein, es ist das mit Abstand kürzeste der Geschichtsbücher. Von einer Freundschaft handelt es, einer besonderen Frauenfreundschaft, nämlich der zwischen Noomi und Rut, Mutter und Schwiegertochter, beide waren bereits Witwen.

Kurz zur Vorgeschichte:

Noomi und ihr Ehemann Elimelech flohen wegen einer Hungersnot mit ihren beiden Söhnen Machlon und Kiljon aus Bethlehem in Israel ins ihnen fremde Moab, dem andersgläubigen ostjordanischen Nachbarland. Dort heirateten die Söhne die Moabiterinnen Rut und Orpa.

Elimelech starb und bald auch seine beiden Söhne, deren Ehen kinderlos blieben. Kinderlose Witwen gerieten damals stets in große Not, Noomi und ihre beiden moabitischen Schwiegertöchter waren jetzt ganz schutz- und mittellos.

In dieser Lage entschließt sich Noomi nach Bethlehem zurückzukehren, dort hätten sich, so erfuhr sie, die Verhältnisse inzwischen wieder geändert.

Den Schwiegertöchtern, die ihr unbedingt folgen wollten, riet sie jedoch dringend zu bleiben und zu deren Eltern und Göttern zurückzukehren, um nicht ihrerseits hilflos in die Fremde zu geraten. Tränenreich beherzte darauf Orpa den Appell und ging heim.

Rut, die jüngere der beiden, ließ sich aber nicht umstimmen, wich nicht von Noomis Seite und bekannte eindringlich: Wo du hingehst, da will auch ich hingehen ... Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da will auch ich sterben ... Von so viel Anhänglichkeit und Treue gerührt, lenkt Noomi ein und segnet Rut. Diese Szene zeigt das Bild.

Sie wollen ab jetzt die Flucht, den langen Weg und die ungewisse Zukunft, wie Freundinnen gemeinsam angehen, einander beistehend gegen die Männerwelt.

Das weitere Geschehen nimmt eigentlich den größeren Raum der Rut-Geschichte ein, hier aber nur kurz:

Die Flucht findet in Bethlehem – nach manchem Hin und Her – schließlich ein versöhnliches Ende, auf eine Weise, die nur Frauen listenreich kooperierend zu Wege bringen können: Die kluge Noomi stiftet ihrer Freundin Rut nach dem Prinzip des Löses^{*)} die Ehe mit dem wohlhabenden Boas, einem Schwager Noomis.

Rut gebiert ihm dann den Obed, den sie freimütig in die Obhut ihrer geliebten Schwiegermutter gibt, so dass Noomi zu guter Letzt nicht kinderlos sterben muss.

Zum Bild schreibt H.E.C. Marquart u.a.:

Noomi blickt noch wehmütig zurück ins sonnenbeschienene Moab, sie sieht ihre Fluchtabsicht mit Besorgnis als ein gefährliches Wagnis. Rut will nicht von ihr lassen, kniet bittend vor ihr, bekniert sie, wie bei griechischen Göttergeschichten.

Noomi hält hier jetzt segnend ihre rechte Hand über den Kopf Ruts, ihrer nunmehr eingeschworenen Gefährtin. Die segnende Hand, selbst in ungewisser Beleuchtung, leuchtet offenbar ihrerseits: Sie wirft nicht den zu erwartenden Schatten auf Ruts Haube, sondern beleuchtet sie. Rut blickt, sich vorwagend, bereits entschlossen in die ungewisse Zukunft, einer befremdlich bläulich-grauen Tönung des Kulissenartigen Umhangs.

Die Umhänge beider Frauen zeigen jedoch auch eine gemeinsame senkrechte Linie, das deutet auf verbindende Gradlinigkeit ihrer Entscheidungen hin.

Unsere Horizontlinie signalisiert: Noomi ist eine große Frau, sie ist größer als wir. Sie hat – das wird hier schon mal verraten – noch „etwas im Ärmel“, versteckt in leuchtendem Blau, das Rut später in Israel hilfreich sein wird, nämlich das Aufleuchten verwandtschaftlicher Verknüpfungen in Bethlehem und mithin der Möglichkeit eines Happy End durch Boas als Löser.^{*)}

Noomi ist in der Rut-Geschichte eigentlich die wichtigere Figur, sie nimmt hier eine Rolle ein, die sonst Patriarchen zukommt. So scheint diese Historie, wie nur wenige andere (z.B. auch die Geschichte Tamars), von einer Frau verfasst zu sein.

Nach der Genealogie bei Matthäus Mt 1,1-17 wird Rut sogar in die Stammeslinie Jesu aufgenommen und ist dort die Dritte unter den immerhin fünf Frauen in über dreißig Generationen.

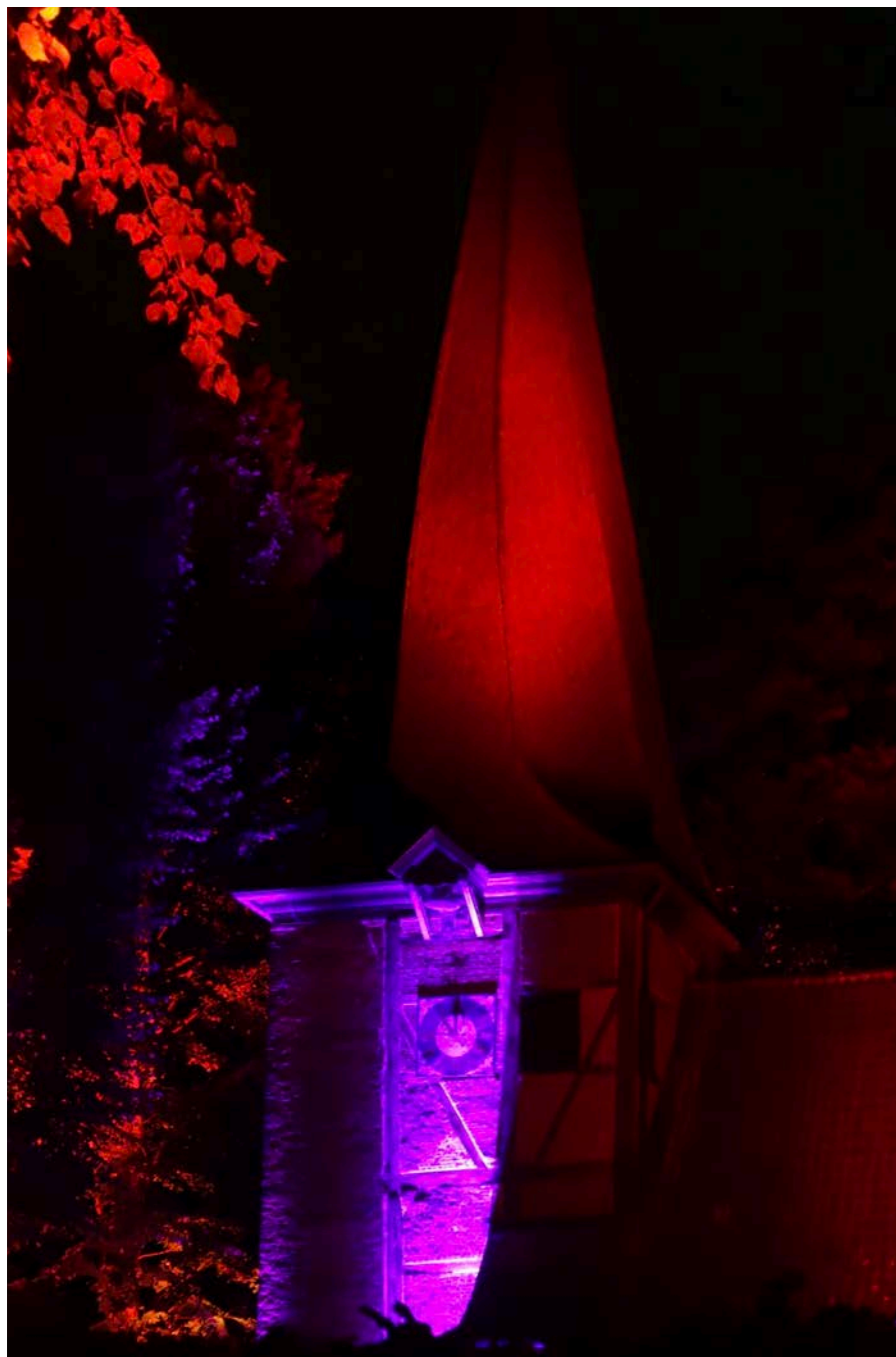
In diesem Buch, eher eine Novelle, fast eine Idylle, ist das eigentliche Thema der wohlwollende Blick JAHWES/Gottes auf eine Völker verbindende Situation, geht es doch sonst im Alten Testament regelmäßig um die entschiedene Abwehr von Fremden.

Marquart legt am Ende unseres Gesprächs Wert auf die Feststellung, dass weder seine erklärenden Kommentare noch meine Textzutaten die einzig gültige Form der Erläuterung seiner Bilder darstellen. Die Deutungshoheit des Bilderbesehens bleibe natürlich stets beim jeweiligen Betrachter, er und sie können hier lediglich zu etwas inspiriert werden.

^{*) Der Löser (hebr. Go-el) ist zum Beispiel ein (u.U. entfernter) Verwandter, der eine kinderlose Witwe durch Heirat von der Kinderlosigkeit erlöst.}

Lichtblick im Ozean der Zeit

Die Illumination der Alt-Rahlstedter Kirche durch den Lichtkünstler Michael Batz

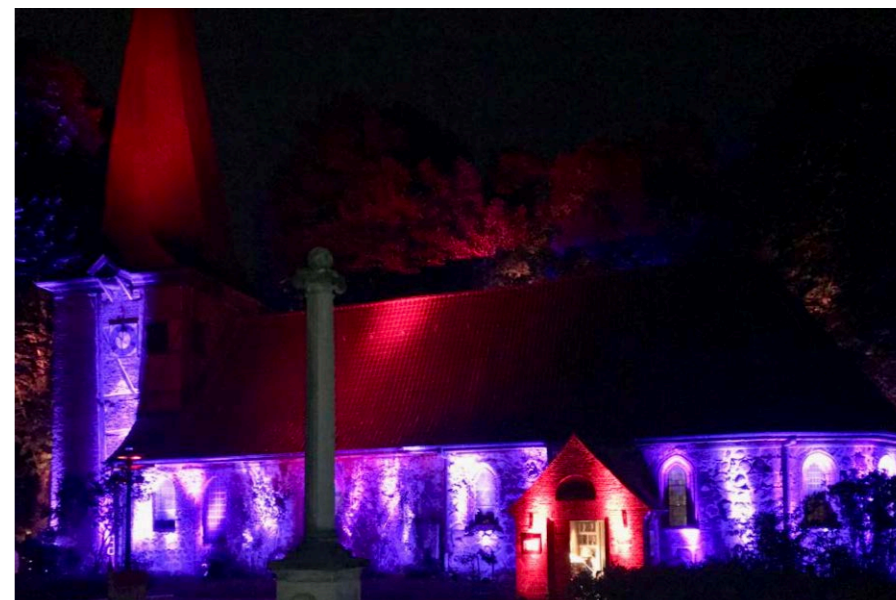
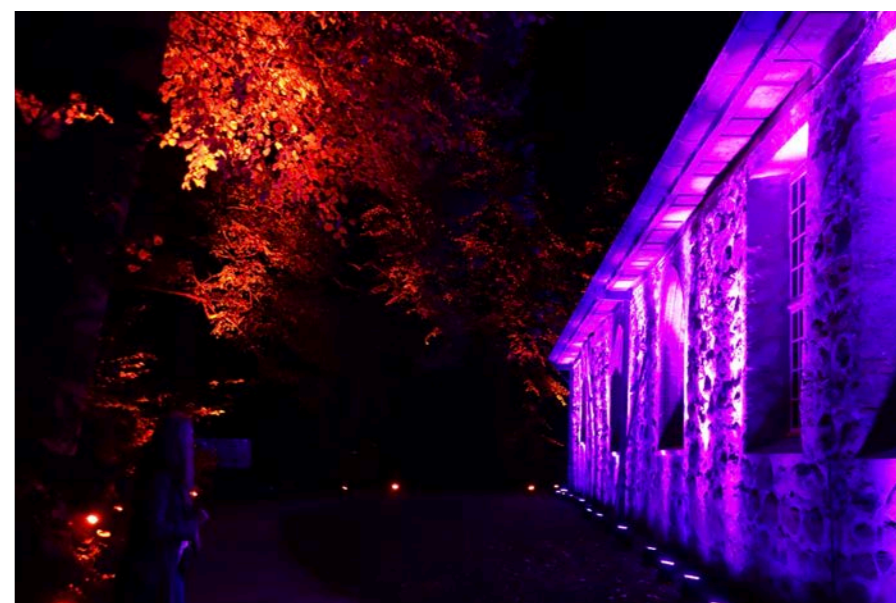


Am 30. September 2023 feierte die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde Alt-Rahlstedt das 775-jährige Bestehen der Alt-Rahlstedter Kirche mit einem großen Gemeindefest unter dem Motto „Lichtblick seit 775 Jahren“. Ein Motto wie geschaffen für den Lichtkünstler Michael Batz (weit hin bekannt durch seine Hafen-Illumination „Blue Port Hamburg“), der für den Abend eine Lichtinstallation rund um die Kirche angekündigt hatte: Eine Kunstaktion rund um eines jener „Hamburger Schiffe“ die, wie Batz es formuliert, „nie gefahren, sondern immer an Land geblieben [sind], im Ozean der Zeit. Die Kirche Alt-Rahlstedt gehört zu ihnen. (...) Immer noch hält sie Kurs, gibt Orientierung, Trost und Zuversicht. (...) Ein äußerer und ein innerer Lichtkreis werden sich um das Gebäude legen, lassen es leuchten im Kontext seiner Umgebung und feiern seine ehrwürdige Bestimmung.“ (Michael Batz am 28.09.23 im Hamburger Abendblatt).¹

Um 20 Uhr, ziemlich genau eine Stunde nach Sonnenuntergang, war es soweit: „Ein Staunen ging durch das Publikum, das sich an den Mauern einer der ältesten Kirchen Norddeutschlands versammelt hatte. Kaum war das grelle Bühnenlicht auf der Wiese vor der beliebten Hochzeitskirche in Hamburg-Alt-Rahlstedt ausgeknipst, leuchtete ganz im Dunkeln das 775 Jahre alte Gotteshaus plötzlich in magischen Farben, wie nie zuvor seit seiner Gründung. Die (...) Besucher des Gemeindefestes (...) zückten (...) schnell ihre Smartphones, um das Spiel der 101 Leuchten (...) mit den Feldsteinen, Holzbalken, Bäumen, fallenden Blättern und den letzten

Rosen dieses Sommers digital festzuhalten.“ (Edgar S. Hasse am 01.10.23 im Hamburger Abendblatt).²

Das Licht, das die Alt-Rahlstedter Kirche und die Bäume auf dem Kirchhof und am Ufer der Wandse in Blau, Violett und Rot getaucht hatte, erlosch gegen 22.45 Uhr. Der Strom wurde abgestellt, der Zauber war vorbei. Die hier abgebildeten Fotografien sind in den letzten Minuten der „geheimnisvollen Illumination“³ entstanden. Die Besucher, die zuvor das „leuchtende Gotteshaus bestaunt und es in einer Wandelprozession“⁴ umrundet hatten, waren da bereits auf dem Heimweg.



Fotografien:
Kathrin Hoppe &
Alexander Fromhagen, 2023

Quellen:
1: <https://www.abendblatt.de/hamburg/hamburg-mitte/article239303005/Warum-Michael-Batz-eine-beliebte-Hochzeitskirche-illuminiert.html>

2, 3, 4: <https://www.abendblatt.de/hamburg/von-mensch-zu-mensch/article239709079/Warum-eine-alte-Feldsteinkirche-plötzlich-magisch-leuchtet.html>

Kirchensmalereien im Norden

Erstes großes Werkverzeichnis – und was Rahlstedt dazu beigetragen hat



Aufwändig gestaltete Kirchenfenster üben eine besondere Faszination aus und ziehen die Besucherinnen und Besucher von Kirchen und anderen sakralen Räumen in ihren Bann. Axel Lohr aus Hamburg und der Kieler Fotograf Jan Petersen haben in fast fünf Jahren Arbeit die Kirchen in Hamburg und Schleswig-Holstein und speziell deren Fenster erkundet und präsentieren ihre Ergebnisse nun in einem 580-Seiten-Band mit umfassenden Informationen und über 1.000 Farbfotos. Acht ergänzende Fachaufsätze verschiedener Autoren geben Einblicke in unterschiedliche Facetten der künstlerischen und technischen Entwicklung der Glasmalerei im Norden. Eine solche Übersicht über den Bestand sakraler Fenstergestaltungen in Hamburg und Schleswig-Holstein gab es bisher nicht.

Lohr und Petersen ermittelten künstlerisch gestaltete Fenster in rund 720 Kirchen und Sakralräumen in den beiden Bundesländern und sammelten weitreichende Informationen über die entwerfenden Künstler, ausführenden Werkstätten, Motive und die zeitliche Entwicklung. Mehr als 300 Künstlerinnen und Künstler sind mit ihren Werken vertreten. Fotos aus mehr als 430 Kirchen zeigen die überwältigende Vielfalt der Formen, Farben und Motive. Neben monumentalen Fenstern etwa in den Hamburger Hauptkirchen, im Schleswiger Dom und in der Lübecker Marienkirche gibt es prächtige Rundfenster, intensiv leuchtende Fensterwände ebenso wie auch zarte und stille Motive.

Die Zusammenstellung mutet wie ein Gang durch die Kunstgeschichte der vergangenen 150 Jahre an, denn die Fenster spiegeln die Entwicklung der künstlerischen Ausdrucksformen ebenso wider wie die Weiterentwicklung technischer Verfahren. Als besonders ergiebig erweisen sich die Zeit des Deutschen Kaiserreiches und die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg.

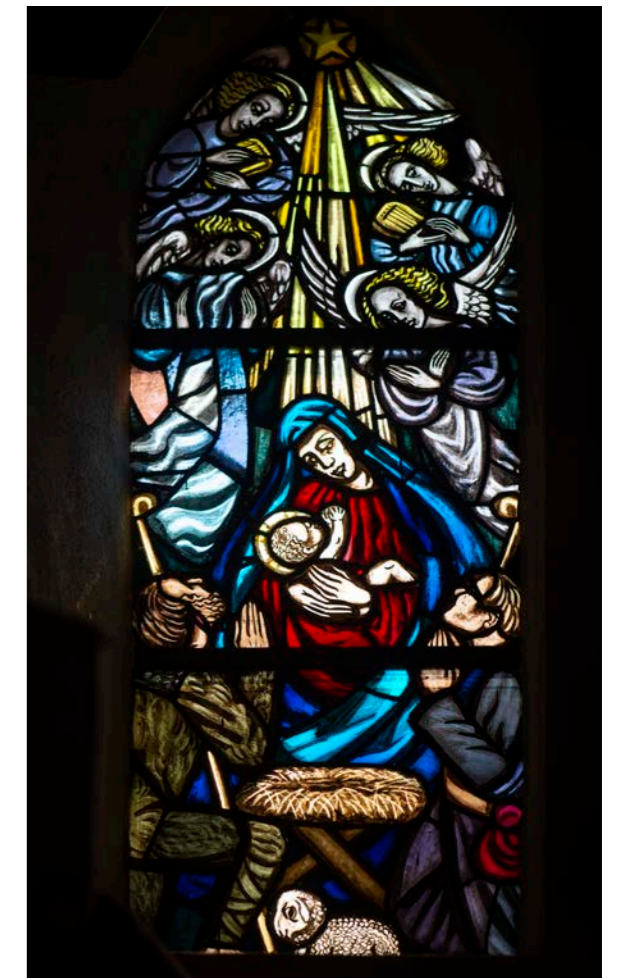
Auch mehrere Rahlstedter Kirchensmalereien sind in dem Werk abgebildet, so beispielsweise die 1937 von Ina Hoßfeld (1881-1943) geschaffenen farbigen Glasfenster der Alt-Rahlstedter Kirche, von denen leider nur wenige die Bombardierungen des Zweiten Weltkrieges überstanden haben. (Siehe „Rahlstedts farbige Fenster“ auf der gegenüberliegenden Seite.)

An zahlreichen Stellen des Buches treffen die Leserinnen und Leser zudem auf den Rahlstedter Künstler Hanno Edelmann (1923-2013), der in den 60er Jahren sowie 1986-87 die Glasfenster in 19 Kirchen und Kapellen in Hamburg und Schleswig-Holstein gestaltet hat. Er gehört damit zu den zehn am häufigsten beauftragten Künstlerinnen und Künstlern. In seinem Aufsatz „Glasmalerei in den Kirchen Hamburgs und Schleswig-Holsteins 1945-2020“ widmet Rüdiger Joppien den Arbeiten Edelmanns eine mehrseitige Passage. Er hebt u. a. hervor, dass Edelmann „einen sehr eigenen Betonglas-Stil kreiert“ und „seine Kunst stets im Einklang mit dem zu gestaltenden Kirchenraum gesehen“ hat. (Siehe Abbildungen auf Seite 92, Betonglasfenster Friedhofskapelle Trittau.)

Axel Lohr & Jan Petersen: *Kirchensmalereien in Hamburg und Schleswig-Holstein*. Herausgegeben von der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, 2023, Kiel, Hardcover, DIN A4, 580 Seiten. Das Buch kostet 60 €.



Ina Hoßfeld (1881 – 1943)
Farbige Glasfenster, Kirche Alt-Rahlstedt
„Stillung des Seesturms“ und „Weihnachtsfenster“, 1937
© Jan Petersen, 2023



Rahlstedts farbige Fenster

Dietrich-Bonhoeffer-Kirche

Greifenberger Straße 56
Künstler: Ernst Günter Hansing (1929-2011), 1965

Friedhofskapelle

Am Friedhof 11
Künstler: Christel Kuball (1876-1950), ca. 1919

Kapelle der Martha-Stiftung

Am Ohlendorffturm 20
Künstler: Jörgen Habedank (geb. 1961), 2010

Kirche Alt-Rahlstedt

Pfarrstraße 19
Künstlerin: Ina Hoßfeld (1881-1943), 1937

Mariä Himmelfahrt

Oldenfelder Straße 67
Künstlerin: Sr. Else Hildegard Bircks (1903-1994), 1960

Martinskirche

Hohwacher Weg 2
Künstler: Hubert Distler (1919-2004), 1961

Neuapostolische Kirche

Wilhelm-Grimm-Straße 12
Künstler: Hans-Jürgen Breuste (1933-2012), 1966

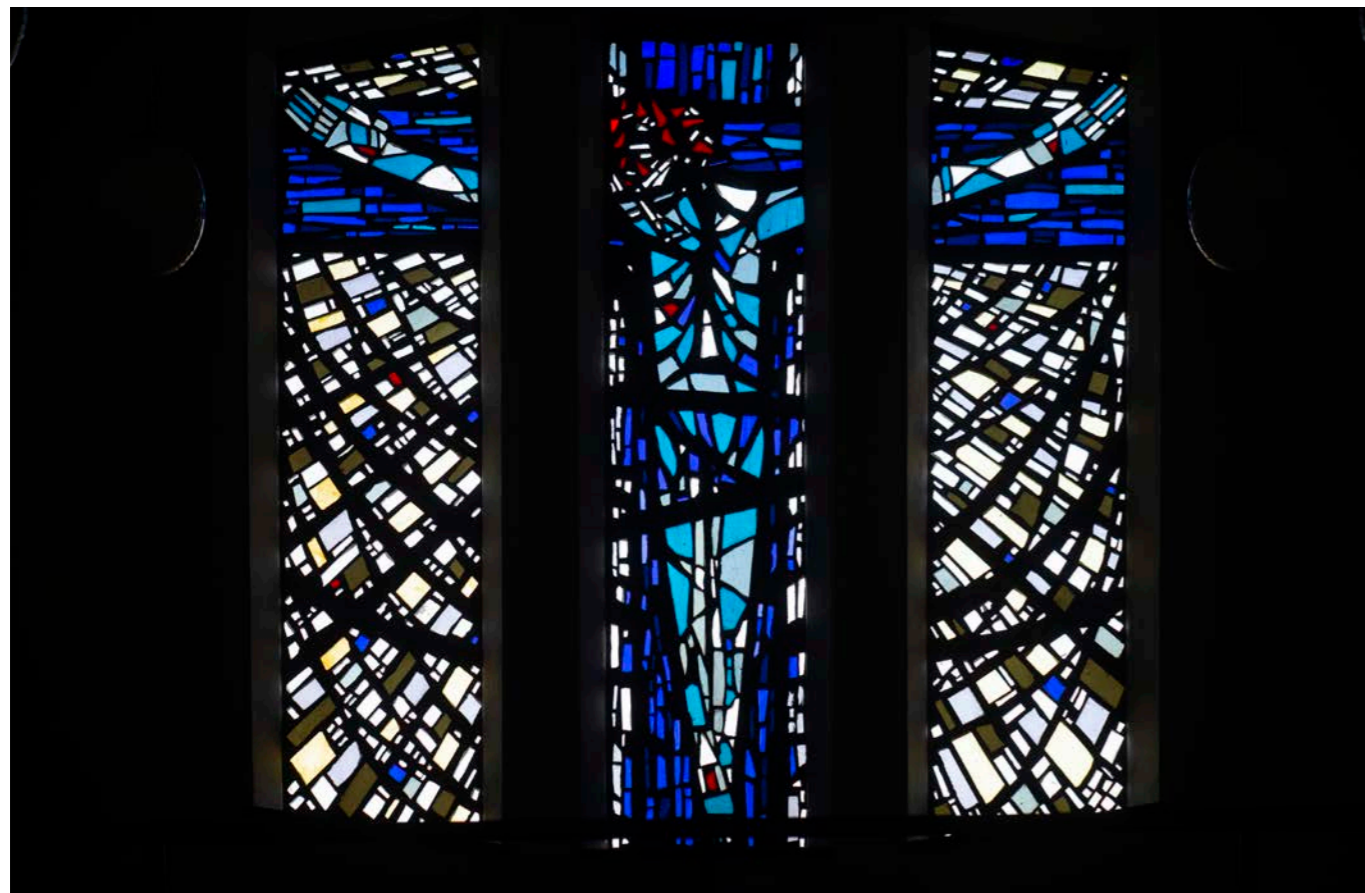
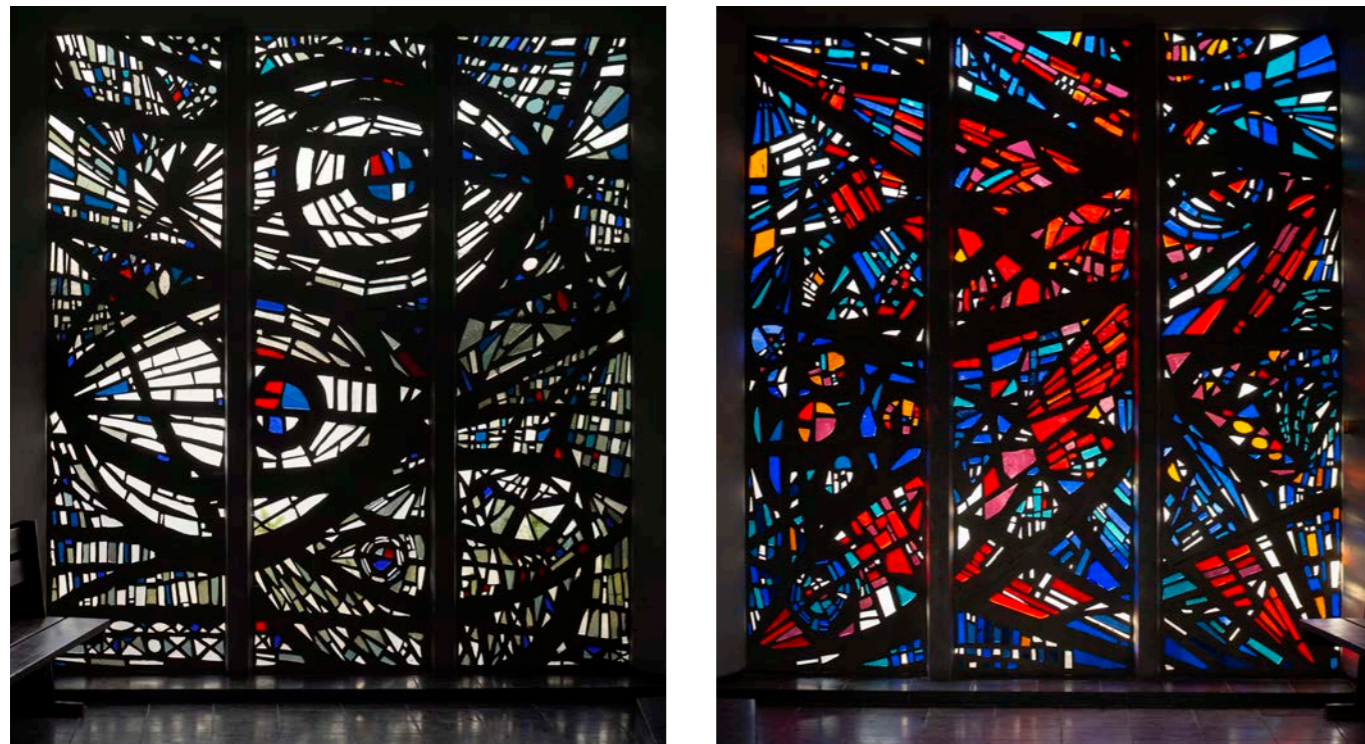
Rogate-Kirche

Wildschwanbrook 5
Künstlerin: Beate Wassermann (1947-2018), 1995

Thomaskirche

Meiendorfer Straße 47
Künstler: Friedrich Huppers (1887-1971), 1958

Quelle: Lohr/Petersen, *Kirchensmalereien in Hamburg und Schleswig-Holstein*, 2023



Hanno Edelman (1923 – 2013)
 Betonglasfenster, Friedhofskapelle Trittau
 Augenmotiv, Vogelmotiv und „Christus am Kreuz“, 1964
 © Jan Petersen, 2023

WARNHOLZ Immobilien GmbH

— gegründet 1995 —

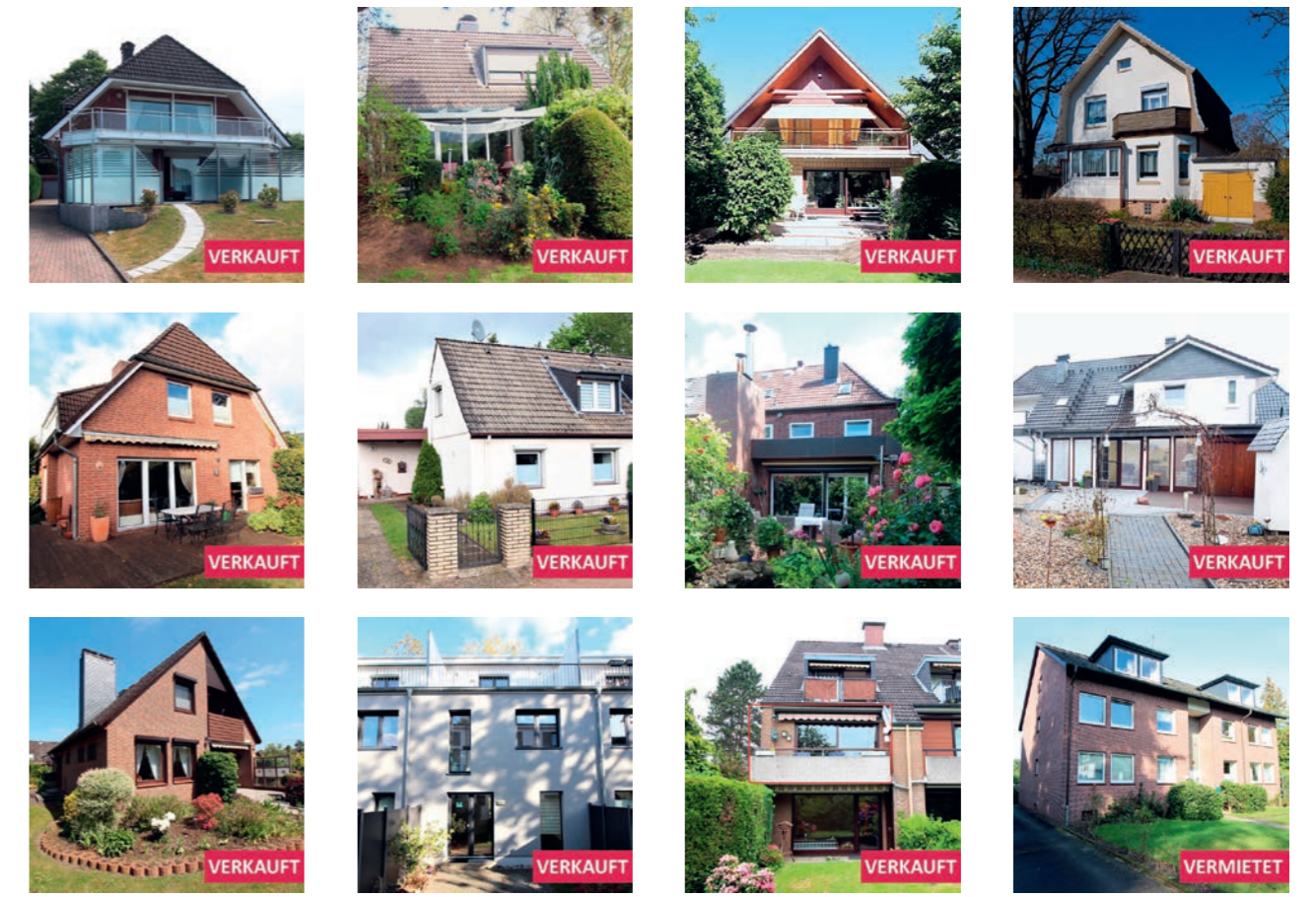
Seit über 29 Jahren Ihr Immobilien-Experte in Rahlstedt

„Wünsche brauchen den sicheren Hafen einer starken Gemeinschaft, um in Erfüllung zu gehen. Das ist auch beim Kauf oder Verkauf sowie bei der Anmietung oder Vermietung von Immobilien nicht anders.“

Die WARNHOLZ Immobilien GmbH ist dieser Hafen! Ausgestattet mit einem starken, dynamischen Team, einem großen Kompetenznetzwerk und über 29 Jahren Erfahrung in der Immobilienbranche, ist unser Ziel klar definiert: Wir bringen Menschen und individuelle Lebens(t)räume zusammen.“

Wir suchen laufend Grundstücke, Häuser und Wohnungen zum Verkauf und zur Vermietung.

Solide und diskrete Abwicklung, fachliche Beratung!



Tel. 040 / 2286747-0

post@warnholz-immobilien.de

Treptower Straße 143 · 22147 Hamburg-Rahlstedt

www.warnholz-immobilien.de



Das Markenzeichen
 qualifizierter Immobilienmakler,
 Verwalter und Sachverständiger



*seit 25 Jahren
in Rahlstedt zu Hause*



*Kultur
pur...*



*Parkresidenz Greve & Co. KG, Parkresidenz Rahlstedt
Rahlstedter Straße 29, 22149 Hamburg
Tel.: 040/67373-0, E-Mail: info@parkresidenz-rahlstedt.de
www.parkresidenz-rahlstedt.de*